ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

MACKAY, Th. L. v

NEUE FREIE PRESSE

Nr.: 18448 TAG: 1. 1. 1916

Feuilleton.

Weltkrieg und Weltbild 1915.

Von Dr. Th. Lawrence Freiherrn v. Mackay.

Ritornar al segno! So nennt Machiavell das Gesetz, wonach die Geschichte jedes Volkes notwendig zu dem aufgesteckten Zeichen zurückkehrt, wenn es die Bahn der ursprünglich gesetzten und natürlichen Lebensziele verlassen hat. Nach gleichem Prinzip hat sich die Weltkriegskrise entwickelt. Im südöstlichen Europa war die Brandstelle, wo die Gluten der säkularen Katastrophe bis zum weit über die ganze Erde flammenden Feuerschein angeblasen wurden. Im ersten Kriegsjahr 1914 schien es, als ob die Hauptentscheidungen der großen Auseinandersetzung zwischen den beiden Weltmachtkampfgruppen in kurz aufeinander folgenden Hammerschlägen im Westen fallen sollten. Dann aber kam dort der siegreiche Vormarsch der deutschen Truppen nach der Eroberung Belgiens und wichtigster Teile Nordfrankreichs zum Stillstand, und nun flutete der Kriegsstrom mit elementarer Kraft gen Ost zurück. Galizien wurde befreit, ganz Polen und das Balticum bis zu den Toren Rigas erstürmt, und erst vor des einbrechenden Winters Schneewällen und Frostgewalt machten die Feldzeichen der verbündeten Kaisermächte mitten im Herzen der Polesie halt. Das Ende des Jahres indessen brachte noch eine weitere durchschlagende Entscheidung auf der östlichen Kampfesbühne: Serbien, die Esse der Entente-Brandstiftergenossenschaft, wurde in triumphierendem Feldzug weniger Wochen gänzlich vom Feinde gesäubert. Nur im ägäischen Welthandelsemporium der Zukunft, in Saloniki, konnten sich die Beschützer der Königsmörderdynastie der Karageorgievic noch einen vereinsamten, allseits bedrohten Stützpunkt retten, während sie gleichzeitig osmanische Tapferkeit auf Gallipoli dorthin zurückstieß, woher sie gekommen waren: ins Meer.

Den wunderbaren militärischen Erfolgen aber gesellte sich der politisch-diplomatische Siegeszug mit gleicher nach dem Orient weisender Stoßrichtung. Zwar die Dreibundfeste, die gerühmte Meisterschöpfung Bismarcks, zerfiel. Die Feinde frohlockten: die Einkreisung Deutschlands ist vollendet, alle Welt wendet sich von dem germanischen Barbarentum ab. Da, nach Stunden verdeckter, aber scharfer Krisenbildungen in Konstantinopel, schlägt die Türkei ihr Schwert in die Schanze der Mittelmächte. Nach Verlauf eines Jahres folgt dem Beispiel Bulgarien, das, wie Hohenzollern und Habsburg die Nervenzentren ganz Europas bilden, das Herz des Balkans ist. Die serbische Sperre nach dem Goldenen Horn hin fällt, und so ersteht eine riesenhafte Staatenorganisation, deren Machtbereich einheitlichen Zuges von Ostende bis Bagdad, von der Nordsee bis zu den syrischen Toren des Mittelmeeres und zu den Pforten des Indischen Ozeans am Persischen Golf sich erstreckt, ja, wenn man die ganze islamische Welt West- und Mittelasiens hinzurechnet, deren Sinnen und Empfinden zweifellos mit der Türkei und deren Verbündeten im Gleichtakt sich bewegt, bis zur Mekraküste

und zu den Füßen des Hindukusch sich erstreckt. An weltumspannender Raumweite mag dieses Machtgefüge noch immer dem Ententering mit seiner Stütze auf das die Meere beherrschende Albion und den ungefügen russischen Staatskoloß und mit seiner Anlehnung an das im fernen Osten zur Vorherrschaft sich aufschwingende Mikadoreich unterlegen sein: in seiner körperschaftlichen Geschlossenheit, an gebundener Stoß- und Schlagkraft ist es dem Gegner zweifellos überlegen. Aus Wetterschlag und Dunkel der politischen Weltendämmerung entsteht ein neues Weltbild von ungewöhnlichen Formen und zerbricht alle bisher gültigen Gesetze der internationalen statischen wie dynamischen Gleichgewichtsverhältnisse. Was ist sein Sinn, sein Blick in die Zukunft der Völkerschicksale? In der Frage mit ihren umfassenden weltpolitischen, weltwirtschaftlichen, kulturmoralischen Gesichtsweiten liegt der Kern des Problems, dessen Würdigung und Untersuchung das Kriegsjahr 1915 dem geschichtlichen Urteil zuweist.

Gemäß eben jenem Schlagwort Ostende-Bagdad wendet sich die Spitze des neuen Vierbundsystems vorab gegen Englands Weltherrschaft über Woge und schwimmende Ware und den auf Frankreich, Italien, den zum Schützengraben gemachten Suezkanal und eine Kette von Flottenstationen sich schützenden britischen Brückenbau nach Indien, um der Londoner Blauwasserschule das Prinzip entgegenzustellen: Landfestigkeit bricht Wogengewalt! Die Briten mögen, mit ihrer Flotte und Schwärmen von Transportschiffen umherfahrend, den Siegeszug der Mittelmächte nach dem Osten und den Triumph des türkischen Sichelhalbmondes mit dem deutschen Stern zwischen den Hörnern, wo immer sie wollen, bei Saloniki, an der kleinasiatischen Küste, bei Alexandrette oder in Palästina, bei Bagdad oder auf Sinai aufzuhalten suchen: sie werden allenthalben auf Granit beißen. Die Formen und Entwicklungslinien jedes Weltkrieges sind abhängig von den jeweils maßgeblichen Gesetzen der geographischen Physik, die im heutigen Fall, was man in England verblendet und kurzsichtig nicht erkannt hat, das europäische Völkerringen zu einem vorzugsweise kontinentalen machen, das Schwergewicht der Entscheidungen der Heeres-, nicht der Flottenmacht zuweisen mußten. Der schließliche Fall der Würfel wird also notwendig davon abhängen, auf welcher Seite der Kampfgruppen der Vorteil der Verfügung über, ein dem Umfang und der Reichweite des Krieges gemäßes weiträumiges festländisches Operationsgebiet von geographischer Geschlossenheit, organischer Gliederung, Durchbildung und Einheitlichkeit liegt, das, ausgerüstet mit allen natürlichen wirtschaftlichen, militärischen und politischen Hilfsquellen, den Anforderungen eines solchen Riesenkampfes auf jeder Linie entspricht. Diese ausschlaggebende Aufgabe in möglichst vollkommener Form zu lösen, ist den Mittelmächten durch das enge und glückliche Zusammenwirken der Auswärtigen Aemter und der Kriegskabinette, durch die wohldurchdachte Vereinheitlichung des Kriegsplanes und der staatsmännischen Strategie gelungen: die Diplomatie der Verbündeten, die vor dem Kriege gewiß nicht weniger angefeindet wurde als heute die britische, hat durch die umsichtige Bestellung des dortigen Balkanackerfeldes, des Fruchtbodens der Vierbundsaat, einen Erfolg errungen, dessen Gewicht gewiß nicht hinter der Tragweite manches mit dem Schwert erfochtenen Sieges ersten Ranges zurücksteht. Die Mittelmächte gewannen die doppelte unmittelbare Rückendeckung der in der physischen Masse unerschöpflichen, in der moralischen Leistungsfähigkeit neuerdings glänzend erprobten osmanischen Streitkräfte und der ganzen islamischen Welt, deren Kampfeseifer für die Sache des Dschihad desto mehr wachsen muß, und tatsächlich, wie es die Gegenwart zum Schrecken der Briten mit jedem Tag deutlicher zeigt, desto heißer auflodert, je mehr sich das Schwergewicht der Kriegskrise nach dem nahen Osten und dessen asiatisch-afrikanischer Peripherie verlagert. Sie sperrten sich die Tür zu den reichen orientalischen Märkten auf und können so der englischen Spekulation auf die Erdrosselung ihrer weltwirtschaftlichen Lebenskräfte mehr denn je spotten. Umgekehrt aber öffnete sich der Türkei das große mitteleuropäische Kriegsarsenal, um kraft dieser Stütze und der Neubelebung des Blutumlaufes in allen Adern ihres Wirtschaftskörpers unbesieglicher denn je zu werden. Der russische Oberst und Militärschriftsteller Schumski hat einmal zutreffend gemeint, es sei von jeher das tragische Schicksal der Türkei gewesen, daß sie jedesmal mitten auf dem Marsch zu greifbarem Erfolg und endgültigem Sieg wegen Mangels an drei Rüstzeugen habe haltmachen müssen: Geld, Munition, Proviant. Die innere organische Stärke des Vierbundes und dessen Zweckmäßigkeit für die Türkei kann gewiß kaum durch irgendeine Tatsache so scharf ins Licht gerückt werden als dadurch, daß heute diese Schwäche völlig beseitigt ist und der „kranke Mann" mit der Dauer des Krieges nicht hinfälliger, sondern immer kräftiger in Verteidigung wie in Angriff wird. Die beredten Zeugnisse dessen liegen allenthalben zutage: in dem kraftvollen Pulsschlag reorganisatorischer Arbeit, die mitten während des Kriegssturmes in der ganzen Türkei, nicht nur in Konstantinopel und Kleinasien, sondern in den auch sonst so vernachlässigten Reichsteilen jenseits des Tauruswalls, in Syrien und Palästina militärische, verwaltungstechnische, verkehrswirtschaftliche, soziale und erzieherische Reformen mit Unterstützung deutscher Hilfskräfte vorwärtstreibt, in den strategischen Erfolgen, deren Kette von den Dardanellen über den Kaukasus, Aserbeidschan und den Irak bis zum britisch-arabischen Bled-el-Engris sich fortsetzt, von dem nur noch eine vereinsamte Säule, Aden, in Englands Händen ist und heute dem glanzvollen Schluß mit dem Vorstoß gegen den Suezkanal zustrebt, den Bismarck einst wie mit prophetischer Zukunftsdeutung das Genick Großbritanniens nannte.

Nun aber eignet jener Umformung des politischen Weltbildes durch die Vierbundschöpfung noch eine nicht minder gewichtige zweite Druck- und Stoßrichtung: gegen den russischen Staatsriesen. Aus der slawisch-lettischen Volksgemeinschaft erwuchs einst das nördliche Nowgorodsche Reich in der unübersehbaren Tiefebene von Ladoga Isborsk, Bjelooserd, und grenzenlos wie das Land waren die Machtideen, mit denen dessen Herren, die warägischen Ruriks, zu immer neuen Beutezügen ausschwärmten. Zunächst nach dem Dnjepr, um sich die Ukraina zu unterwerfen, von deren Bewohnern die Russen alles entlehnten, was als Kulturgutmorgengabe sie ihrem Raubstaat darzubringen hatten. Der mongolische Sturm schien das auf Triebsand ruhende Gebäude umwerfen, zerschmettern zu sollen. Da schirmte es der Khan der Krim, der die „Goldene Horde" vernichtete vor der Todesgefahr: nun konnten die sämtlichen zersplitterten Teilfürstentümer mit Moskau vereinigt und um diesen großen Kern größere Ringe von unterjochten Fremdvölkern — Letten, Litauern, Polen, Ruthenen, Sirjänen, Karaliern, Wogulen, Baschkiren, Kalmüken, Kirgisen, Turkmenen — gelegt werden. Dann wurde die allslawische Reklame in Gang gebracht als eine der größten Geschichtslügen der Welt in der betrügerischen Gleichstellung von Moskowitertum mit der unendlichen Fülle slawisch-völkischer Art-, Gattungs- und Gruppenbildungen, und damit schon die Schnittlinie angedeutet, die sich der großrussische Ueberimperialismus als westliche Machtgrenze dachte: Hammerfest-Danzig-Triest! Indessen auch solche Raum- und Bewegungsweite war dem Zarismus noch zu eng. Als Großfürst Iwan Sofia, die Nichte des letzten byzantinischen Kaisers Konstantin Paläologos heiratete, erwachte an der Moskwa die Sehnsucht nach dem Machtgebot über den Bosporus, und der große Peter machte an der Newa die Fenster nach dem Finnischen Meerbusen auf. Aber was sind dem Zyklopen Rußland Ostsee und Mittelmeer? Altwasser, Deiche, Binnenseen der großen Ozeane, deren Wogen die untersten Stufen seines Weltreichthrones

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

netzen sollten! So genügte sich Petersburg nicht mit den Stößen gegen Libau, Warschau, Wien, Konstantinopel, sondern holte zu weiteren Hieben bald gegen den Westfjord, bald gegen den Persischen Golf, Wladiwostok und Port Arthur aus und träumte selbst von einem Alexander-Zug über den Himalaja zu den Quellengebieten des Indus und Ganges. Wann hätte die Welt jemals eine ungetümlichere und zugleich innerlich gebrechlichere, krankhaftere Reichsschöpfung gesehen?

Das Ausdehnungsvermögen eines Staatswesens hört überall da auf, wo sich seiner Flutung eine undurchlässige völkisch-nationale Schichtung, gleichsam eine politische Sinterung und Gesteinsbildung von gleichen oder überlegenen Binde- und Widerstandskräften entgegensetzt. Rußland hätte gewiß niemals zu der heutigen gigantischen Körpermasse sich auswachsen können, wenn nicht die Kraft der mitteleuropäischen Kulturmächte jahrhundertelang sich nutzlos im Kampf mit dem Türkentum und dem Islam aufgerieben hätte. In der Zeit von der Mitte des siebzehnten bis zur Neige des neunzehnten Jahrhunderts hat das Osmanische Reich mit Oesterreich vier, mit Rußland fünf schwere Kriege zu bestehen gehabt, die jedesmal mit seiner Schwächung, mit dem Erstarken des russischen Machtstolzes und Nationalgefühles und damit endeten, daß die deutsche Wacht an den Ostmarken vom Regen in die Traufe geriet und statt der türkischen Gefahr noch schlimmeren Drohungen des Zarismus ins Auge zu sehen hatte. Ist also heute nicht nur ein endgültiger Friede, sondern eine dauernde Verbündung zwischen den Mittelmächten und der verjüngten, nicht nur verfassungsrechtlich, sondern auch moralisch gesundeten und offen und ehrlich den Anschluß an die abendländische Kultur suchenden Türkei geschlossen, so werden damit — endlich! — die überlegenen politischen wie ideellen Energien zum wirksamen Angriff gegen den Panzer des russischen Kolosses und zur Ablösung jenes Fremdvölkerringes frei, dem er den Nimbus seiner Herrenmacht und Unbesieglichkeit verdankt. Mit der Abschälung der baltischen und polnischen Ringteile ist bereits der glückliche Anfang gemacht. Ukrainer, Kaukasier, die turkmenischen und turktatarischen Völker, werden sie folgen? Die Frage steht gewiß zeitlich offen, scheint aber grundsätzlich auf der Linie unbeugsamer natürlicher Abstoßungs- und Anziehungskräfte bereits so gut wie entschieden zu sein.

Es ist gewiß kein Zufall, daß eben jetzt, da der türkische Nationalismus in berechtigtem Siegerstolz neuerdings kraftvoll die Schwingen hebt, eine eigentümliche Bewegung, der „Turanismus", einsetzt. Den Turan bildet bekanntlich das im Gegensatz zum Hochland des Iran stehende Tiefland, das sich um das Kaspische Meer, den Aralsee und die unteren Läufe des Oxus und Jaxartes gruppiert. Es ist das Heimatland des Türkentums. Schon gegen Ende des sechsten Jahrhunderts trat das Reich des Großkhans der Tukiu mit dem goldenen Wolfshaupt im Banner in enge Beziehungen zu den Romäern und schloß mit diesen Bündnisse gegen den iranischen Reichsfeind, die Perser. Im siebenten Jahrhundert zerfällt es unter dem Ansturm der aus dem mongolischen Osten vordringenden Hoeihe, die das seldschukisch-turkestanische Reich begründen, dessen Söldnermassen die Hauptkraft der von den Abbasiden gegen Byzanz eingesetzten Kräfte bilden. Unter dem ersten Mongolensturm zerbricht auch diese Staatsschöpfung. Aber während die Sonne des Bagdader Schattenkalifats verlischt, in Persien turkmenische Gewalthaber, in Syrien und Aegypten Mamelukensultane herrschen, erhält sich in Vorderasien eine Reihe echttürkischer Emirate, unter denen das des Markgrafen Ertoghrul den ersten Rang einnimmt. Er wird vom letzten abbasidischen Imam Kaim mit dem Titel eines Emir-ül-Umera, das heißt obersten Gewalthabers der Rechtgläubigen, belehnt; sein Sohn Osman vermag mit den Waffen solcher geistlichen Autorität und kraft persönlichen Heldenmutes und der Tapferkeit seiner Gefolgsmannen aus seldschukischen und turktatarischen Volkssplittern und Staatstrümmern das Gerüst des neuen Reiches des Halbmondes zu zimmern. Seine Fundamentierung als kirchenstaatliches Gefüge war eine doppelte. Die eine, die geistliche, war das Mittel, die südliche Reichshälfte mit ihrer Ausdehnung über die Masse der syrischen, arabischen und nordostafrikanischen Nationalitäten in allerdings sehr lockerer Bindung zusammenzuhalten. Die andere, merkwürdig wenig beachtete, war die rassenpolitische und diente vorab in der nördlichen Reichshälfte als polarisierende Säure der vielteiligen Völkersynthese. Jener mittelasiatische Turkstamm, der die völkische Wurzel des Osmanischen Reiches bildet, ist ethnographisch und sprachlich grundverschiedenen Charakters von den semitischen Arabern, dagegen rassen- und sprachverwandt mit den Mongolen, Finnen, Samojeden, Bulgaren, Ungarn, überhaupt den Völkern uralaltaischer Wurzelung. Der Zusammenhang tritt noch heute sehr deutlich beispielsweise in der geographischen Namensgebung zutage, die in Mittelasien und im westlichen Hämusgebiet vielfach ganz gleichlautend ist (Kara Dag, Gök Tepe, Kisil Kum usw.). Freilich ist das Bewußtsein dieser Bindungen im Laufe der Jahrhunderte immer mehr verblaßt. Die Bulgaren haben ihr urväterliches Idiom ganz aufgegeben, um die mit byzantinisch-griechischen Bestandteilen stark durchmischte Sprache der slawischen Völker anzunehmen, die von ihnen unterjocht wurden. Das Ungarische steht in seinen Quellgründen dem Wogulischen und Ostjakischen am nächsten und hat fast ebenso viele iranische wie türkische Elemente in sich aufgenommen. Der Gedanke, auf dem Balkan den Ackerboden einer kulturellen Gemeinbürgschaft in der Erinnerung an uralte Blutsund Sprachverwandtschaft fruchtbar zu machen, liegt also gewiß angesichts der Vierbundstiftung nahe und mag zu manchen ideellen Annäherungen führen; ob er aber realpolitisch ausmünzbar ist, bleibt einstweilen skeptisch abzuwarten. Günstiger mögen von Natur die Verhältnisse für die Verwirklichung des turanischen Programms auf der mittelasiatischen Linie liegen, insofern der großrussische Fanatismus hier, in Transkaspien und Turkestan, mit seiner gehässigen Bekämpfung aller „Fremdvölker" und „Mestizen" geradezu Wasserströme auf die Mühle einer tatarischen Gegenbewegung getrieben hat, deren Bedeutung um so höher einzuschätzen ist, als die Intelligenz, die sie vertritt, den Anspruch erheben darf, eine geistige, politische und kulturelle Auslese der ganzen islamischen Glaubenswelt darzustellen, und von der Entstehung ihrer Propaganda an enge, mit der Zeit immer dichter und dichter verwebte Beziehungen zu den Jungtürken angeknüpft hat. Indessen die ausschlaggebenden Kräfte, die der Bewegung elementaren Schwung und Auftrieb geben, liegen zweifellos auf anderem, auf wirtschaftlichem Gebiet.

Wenn Rußland den Handel des Turan zu sich nach dem Norden hindrängte, so bedeutet das nichts anderes als eine naturwidrige Ablenkung und Vergewaltigung; seit ältesten Zeiten ist, wie die Völkerflutung, so der Ver-

kehrsstrom des ganzen Gebietes nach dem Westen gezogen, wo er einladende Gestade mit trefflichen Häfen im Schwarzen wie im östlichen Mittelmeer und mit dem freien Atem des Anschlusses an den Welthandel fand. Freilich hätte der Zarismus mit dieser seiner Politik gewiß niemals irgendwelche ins Gewicht fallende Erfolge haben können, wenn nicht die Türkei selbst ihm die Wege dazu durch die frühere kulturzerstörende Sultans- und Paschawirtschaft geöffnet hätte. Die pontischen Ufer des Schwarzen Meeres sind nicht mit einem natürlichen guten Hafen ausgestattet und waren doch ein im grauen Altertum mit einem Kranz blühender Handelszentren wie Heraklea, Pontica, Amastris, Sinope, Amisos, Trapezunt geschmückt. Künstliche Molen- und Reedenbauten, deren schwarze Trümmer der Forscher noch heute bewundert, ersetzten, was die Natur mißgünstig versagt hatte. Das gleiche Schicksal teilt die anatolische und nordsyrische Westküste, einst ein buntes Farbenband kleiner und großer Verkehrsplätze, von denen aus der levantinische Handel in vielseitiger Strahlung über die ägäischen und jonischen Gewässer nach Europa zog. Heute hat Waldverwüstung, Stromverwahrlosung, überhaupt das wirtschaftliche „Jawasch" des mittelalterlich-türkischen Regiments das alte Milet, Tarsus, Ephesus, Myus, Eläa durch Flußversandung völlig aufs Trockene gesetzt, und nur noch Smyrna ist als letzte Frucht eines reichen Zweiges antiker Kulturblüte geblieben. Aber eben solche Erinnerungen weisen nur um so deutlicher darauf hin, welch große und dankbare Aufgaben der Wiederbelebung einstiger wirtschaftlicher Organisationsformen hier der modernen Technik harren: die ganze Frage erscheint, in diesen Gesichtswinkel gerückt, gleichsam nur als Bauteil zum gewaltigen Gerüst des Bagdadbahnunternehmens, das heute durch die Vierbundstiftung eine festere Untermauerung denn je empfangen hat und mit Riesenschritten der Erfüllung kühnster Hoffnungen auf seine weltpolitische Gestaltungskraft entgegenrückt. Es handelt sich darum, die gesamten um das Schwarze und das Kaspische Meer bis zum Sir Darja gelagerten Ländergruppen durch ein Netz weitausgreifender Seitenlinien mit dem Anschluß an wiederhergestellte Häfen dem großen, vielseitig verästelten Verkehrsstrom anzugliedern, der von der türkischen Levante über den Balkan und die Aegäis zu Land und zu Wasser nach Mitteleuropa flutet, sie so aus dem Schlummer zu erwecken, in dem sie seit der Vernichtung ihrer Saatfelder durch den zweiten mongolischen Sturm dahindämmern, und ihnen die Tür nach dem Westen zu öffnen, wohin sie das Licht ihrer Handels- und Kulturinteressen von Natur weist. Mehr noch! Mit dem Fortschritt der Arbeit an der Lösung des Bagdadproblems und mit den politischen Umwälzungen im Osten durch die Entscheidungen des Weltkrieges werden zugleich alle jene Hoffnungen und Wünsche auf den Anschluß der west- und südslawischen Gebiete an die große Weltmagistrale der Zukunft und auf die Schaffung einer Großschiffahrtsstraße zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer mit Hilfe der riesenhaften Stromläufe, welche die Grenz- und Puffergebiete deutscher und russischer Macht durchziehen, der Verwirklichung näher gerückt, um so Wesen und Gestalt des neuen östlichen Weltbildes mit seinen politisch wie wirtschaftlich gleich übergewaltigen Neuschöpfungstriebkräften in einstweilen wohl schwanken Umrissen, aber doch fester Körperlichkeit deutlich werden zu lassen. Die Gußform eines von den geeinten Bannern Hohenzollern und Habsburg geschirmten Weltwirtschafts- und Kulturreiches ersteht, das den Gedanken des mitteleuropäischen Zollbundes im weitesten Raum natürlich entwickelt, das den Gesetzen der „Autarkie", der Selbstsicherheit und Unabhängigkeit durch seinen Reichtum an menschlichen Kräften wie landwirtschaftlichen und industriellen Hilfsquellen jeder Art ebenso genügt, wie es in der Fülle seiner Verkehrsmöglichkeiten zu Land und zu Wasser allen Anforderungen handelspolitischer Lebensstärke gerecht wird, kurz, das dem britischen, auf schwankem Floß der Seegewalt begründeten Imperium ein festländisches Gefüge von weit überlegener gebundener Kraft entgegenstellte, den zatischen Reichskoloß in gewaltiger Umflügelung mattsetzte und, jene Fremdvölkerrinde von der Ostsee bis zum Pamirhochland ablösend, den Alpdruck der russischen Gefahr nicht nur für die Mittelmächte, sondern auch für deren Verbündete endgültig beseitigte, kurz, das dem Vierbund bei gesichertor Gleichgewichtsruhelage zugleich Entwicklungs-

BEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TAG:

freiheit von unvergleichlicher Vielseitigkeit im Sinn und Geist eines Zeitalters gäbe, das, wie verkehrstechnisch, so politisch in Kontinenten denkt.

Große Zeiten lassen nicht nur große Männer erstehen, welche die wandernde Menschheit zu ungewöhnlichen Zielen emporführen, sondern machen auch die Wege zu gewaltigsten nationalen Taten frei und drängen in weltbewegender Schöpfungskraft zur Wirklichkeitswerdung

„. . . an einem großen Tag
Was kaum Jahrhunderten gelingt."

Mensch und Erde, hat Kirchhoff gelehrt, sind unzertrennliche Dioskuren in der geschichtlichen Betrachtungsweise irdischer Tatsachen. Die Wahrheit hat gewiß nicht zum wenigsten Geltung bei der Prüfung von Wesen und Bedeutung der welterschütternden Revolutionen in der Staaten- und Völkergeschichte, die nach Art des heutigen Vulkanausbruches die politische Gestalt der Erde in völlig neue Formen gießen. Ohne Wägung, Wertung und Vergleichung des Physischen und des Menschlichen, ohne die Erkenntnis der Abhängigkeiten und Verwirkungen beider sind Wurzeln und Lösungsgesetze keines der Probleme, die solche Erschütterungen einer zu hoheitsvollen Zielen vorwärtsstrebenden Nation zuweisen, auffindbar. Geographische Gebundenheit und Raumweite, absolutes Schwergewicht, Selbstbehauptungsvermögen und organisatorische Ueberlegenheit verleihen dem neuen Vierbund seine unüberwindliche Stoß- und Schlagkraft, und diese seine Unabhängigkeit und Heeresstärke ist wiederum der feste Mauergrund eines gehobenen Ethos, das die Weltpolitik in dem mit dem Aufglühen des Weltkrieges angebrochenen neuen Zeitalter der Menschheitsgeschichte beseelen soll. Kaiser Wilhelms Fahrt nach Tanger, seine Reise nach Jerusalem und sein Gelöbnis am Grabe Saladins sind einst als halb theatralische, halb mystische politische Schau- und Prunkstücke heftig bekrittelt worden. Die Gegenwart zeigt mit aller Klarheit, wie sehr im Recht ein geschichtskritisch unbefangenes Urteil war, das entgegen solchen Verfehmdungen dem Kaiser zustimmte, der „als Erster erkannt habe, daß deutsche Weltgeltung ohne verständnisvolles Zusammenwirken mit dem Islam, der Seele des Orients, undenkbar sei, und kein Bedenken getragen habe, diese Kraftquelle mit kühnem Griff als deutschen Wertfaktor seiner weitschauenden Politik einzuverleiben". Gewiß: der taktische Zug war gewagt, aber richtig gewählt mit dem intuitiven Blick des staatsmännischen Genies. Wenn irgend etwas, so hat die Kriegstragödie der Gegenwart neuerdings eindringlich gelehrt, daß die Begriffe des bürgerlichen und des internationalen Rechtes sich nicht vereinen lassen, daß Politik und Moral Antennen sind, die auf gleiche Schwingungen des Weltäthers nicht ansprechen, daß die Staatskunst nur zu vieler mit ihrem angeblichen Kulturadel prunkenden Nationen, um mit Quint zu reden, „ohne Gott, ohne Vorsehung, weder christlich noch heidnisch ihres Amtes zu walten liebt". Dennoch kann der Staat niemals als losgelöstes, für sich seiendes Rechtsgebilde betrachtet, sondern muß notwendig als Träger der allgemeinen menschlichen Sittlichkeit begriffen werden, die wiederum in ihren letzten Prinzipien und Anwendungen eine solche Anerkennung von dem Verhältnis zu dem, was über die Endlichkeit hinausliegt, ist, daß sie selbst als Religion, der Staat aber und seine Beziehungen zu anderen Nationen als Spiegel einer höheren Weltordnung mit Durchblicken zu den letzten und höchsten Problemen der Erhöhung menschlichen Seins erscheint. Im Orient aber und vorab im Reich des Islams sind politische und sittliche Prinzipien erst recht eng und unlöslich verknüpft, wird jegliches Tun und Lassen, jede praktische Handlung und jede intellektuelle Regung weit mehr als bei uns religiös bestimmt, sind noch die alten und naiven Vorstellungen maßgeblich, wonach das Staatsgesetz sich niemals dem Kirchengesetz überordnen, vielmehr nur als materielle Rechtsdeutung ein für allemal feststehender religiöser Offenbarungen Geltung haben kann. Dementsprechend ist die Türkei unter dem Aufruf zum Heiligen Krieg an die Seite der Mittelmächte getreten; aber der „Dschihad akbar" hat nicht eine Falte vom Gesicht früherer Kreuzzüge gezeigt und ist auf keiner Linie, wie es an der Themse geweissagt und von einem großen Teil der neutralen Presse, ja sogar von einem ersten Orientforscher wie Snouck Hurgronje nachgebetet wurde. in „eine Hetze

fanatischen Pöbels" ausgeartet. Im Gegenteil! Unter dem Eindruck der Schreckens- und Gewaltherrschaft der Briten in Aegypten, der Russen in Aserbeidschan sahen Araber, Syrier, Perser immer klarer ein, daß sie nur in Schutz- und Trutzgenossenschaft mit der Türkei ihr Land, ihre Religion und Kultur gegen das Länderverschacherungssyndikat der Entente wirksam verteidigen können. Not und politische Vernunft weit mehr als die allislamitische Theorie preßten die widerstrebenden nationalistischen und kirchlichen Parteien des lockeren osmanischen Staatsgefüges immer enger zusammen, ließ aber zugleich die Keime eines höheren vaterländischen Gemeinbürgschaftsbewußtseins aufsprießen und so die gebundene Macht des Padischahs und Kalifats mit der Dauer des Krieges immer widerstandsfähiger werden. Nicht nur die Türkei, der ganze Islam hat entgegen allen Behauptungen von seiner Unreformierbarkeit in der Feuerprobe des Kriegstumes seine Lebenskraft und seine Entwicklungsfähigkeit bewiesen: wieder einmal schaute er Europa mit jenem eigentümlichen rätselhaften Antlitz an, dessen Wesen vielleicht von Goethe am besten gedeutet wurde, wenn er meinte, der Koran widere den Neuling an, um mählich anzuziehen, in Erstaunen zu setzen und am Ende Verehrung einzuflößen. Damit aber werden die letzten Höhenlinien jenes weltpolitischen Problems deutlich, dessen Goldblick der deutsche Kaiser aus verworfenem Gestein freischlug und das heute einer glücklichen Entscheidung entgegengeht. Der Wurzelboden moslemischer Gesittung mag mit der christlichen gemeinsame letzte Weltanschauungskeime bergen: in Jahrtausenden der Triebbildung unter fremder Sonne ist durchaus Ungleichartiges, im selben Erdreich nicht mehr zu Vereinendes gestaltet worden. Die Kulturseele ist eine andere als die unsere und hat sich heute mehr denn je das Recht darauf erworben, als solche geehrt und geschützt, soll nicht durch willkürliche Europäisierung, Verwelschung oder Anglisierung verfälscht, mißhandelt, verunstaltet werden. Uns sollen, wie die Balkanstaaten, so das türkische Reich, das als kranker Mann verspottet wurde, und die Gesamtheit der islamischen Völker nicht, was sie für Englands, Frankreichs, Rußlands imperialistische Länderhabgier waren, Gegenstand und Mittel einer spekulativen politischen Geschäftsmache, sondern vielmehr, wie es das kaiserliche Wort verhieß, Freunde sein, deren vielerlei Sorgen unsere Sorgen werden, und denen wir unsere Arbeits- und Organisationskraft zu wirtschaftlicher und kultureller Kraftgewinnung zur Verfügung zu stellen haben. Nach wie vor wird unsere Losung sein, nicht im Genießen, das nach Goethe gemein macht, ein falsches, trügerisches nationales Glück zu suchen, sondern durch harte Arbeit, strenge Pflichterfüllung aufwärts zu streben! Eben der Mensch aber, das Volk, das so aus dem Prinzip des eigenen sittlichen Wesens heraus handelt, achtet auch bei anderen Menschen und Völkern die Bedingungen der Freiheit ihrer Ichgestaltung nach eigenem Gesetz und aus eigener Willenskraft als ein unantastbares heiliges Gut, ist ihnen der Bürge des Aufstieges zu den Höhen ihrer Entwicklungsziele und der Einstellung der Weltpolitik auf die Linie einer wahrhaft geistig-freiheitlichen, sittlich-rechtlichen, gottgesetzten Weltordnung. Das ist der Pfingstgeist einer neuen Zeit, dessen Wehen uns beim Rückblick auf die Siegesernte des vergangenen und beim Ausblick zum Licht des neuen Jahres umfängt, das die Stimme, die aus dem Rauschen des zum Osten ziehenden Weltkriegstromes entgegenzutönen scheint, das der Fruchtboden unserer zuversichtlichen Hoffnung, daß sich erfüllen werde, was prophetischen Mundes der schwäbische Philosoph Karl Christian Planck ankündigte, wenn er, Walten und Schicksalsgang der heutigen großen Zeit vorausahnend, vor mehr als sechzig Jahren schrieb: „Dieselbe Zeit, in der für die stolze Staatsweisheit Altenglands die Stunde ihres Schiffbruches kommen und über die unnatürlichen selbstischen Zustände des Eigentums, der Arbeit und des Verkehrs der Völker eine rächende Flut hereinbrechen wird, dieselbe Zeit wird mitten in dem allgemeinen Wanken und Erbeben der Staaten aus der Kraft und Tiefe des deutschen Geistes eine neue schaffende Ordnung der Dinge erstehen sehen, und höher als die Flagge Britanniens wird einst das Banner jener einen bleibenden Rechtsmacht wehen, zu deren festem und sicherem Thron die deutsche Hand den Grundstein zu legen bestimmt ist."

ARBEITERKAMMER FUR WIEN
DOKUMENTATION

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 13 TAG: 13. 1. 1916

* **Dauerzustand.** In der „Kölnischen Zeitung" lesen wir folgende menschenfreundliche Betrachtung: Die Kundgebungen und Aeußerungen aus unserem Leserkreis zeigen, daß die Bevölkerung bei uns nachgerade anfängt, den Krieg als Dauerzustand zu betrachten. Nicht als ob man sich nicht bewußt bliebe, daß Zweck und Ziel jedes Krieges der Friede ist. Jetzt wie vor dem Kriege ist das Friedensbedürfnis des deutschen Volkes wach und lebendig. Dieses starke Empfinden der Volksseele war es, das sich durch die Tücke und Ueberhebung unserer Feinde am schwersten verletzt fühlte, als sie den Krieg vom Zaune brachen, und die Empörung darüber zeitigte jenen unvergleichlichen Schwung opfermutiger Begeisterung, mit dem sich die deutsche Jugend um die Fahne scharte und bei Ypern mit dem weithin schallenden Vaterlandsgesang „Deutschland, Deutschland über alles" auf den Lippen in den Tod ging. Daß sich der Mensch nicht ewig begeistern kann, ist dieser Hochgang der Gefühle in anderthalbjähriger Gewöhnung zurückgeebbt, und wenn in dem Zwange, den Stunde um Stunde ohne Rast und Ruh' sich fortsetzenden Menschenmord als schreckliche Alltäglichkeit zu betrachten, auch das andere Bewußtsein nicht erstorben ist, daß unser Geschlecht Zeuge ist von der furchtbarsten Vernichtung von Leben und Lebenswerten, die die Welt je gesehen, so sind doch diese Gefühle in den Hintergrund gedrängt worden. Als die Tage kürzer wurden und die rauhen Winterbeschwernisse an allen Fronten über den Schützengräben heraufzogen, gab es bei uns viele Leute, die angesichts der Tatsache, daß wir überall tief in Feindesland standen und daß die Anschläge, mit denen die Gegner gegen uns zu Felde gezogen, zu Schanden geworden waren, glaubten, man würde drüben zur Einsicht kommen und den Kampf abbrechen, so lange noch Aussicht auf einen glimpflichen Frieden sei. Diese Hoffnung war trügerisch, und seitdem hat man sich bei uns, wie gesagt, mit dem Gedanken abgefunden, diesen Krieg bis auf weiteres als einen Dauerzustand zu betrachten...

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

NEUES WIENER TAGBLATT

Nr.: TAG: 19. 1. 1916

Artilleriekampf vor Marvoisin.

Von unserm Kriegsberichterstatter bei der deutschen Westarmee.

Deutsches großes Hauptquartier, 14. Jänner.

An der Côte Lorraine ist ein heftiges Artillerieduell im Gange. Die französischen Geschütze toben Tag und Nacht, nur um die deutschen Truppen nicht zur Ruhe kommen zu lassen. Die Franzosen schießen, wie mir ein höherer Offizier dort sagte, geradezu sinnlos. In Dörfer, welche von den deutschen Soldaten schon lange verlassen sind und nur noch die Unterkunft für wenige französische Ortseinwohner bieten, werfen sie an einem Tag hundert Granaten, die zumeist vor und hinter dem Dorfe tief in den Boden schlagen. Sie halten Landstraßen unter Feuer, auf denen sie fälschlich den Verkehr von Kolonnen vermuten, und graben auf den Feldern mit ihren Granaten große zisternenartige Löcher, in welche das Wasser von dem regendurchweichten Ackerboden abfließt. Viel seltener als die Franzosen, wenn das Feldgeschütz drüben beim Feinde zu übermütig wird, greifen die deutschen Geschütze ein, und jede Sendung unsrer schweren und leichten Artillerie bedeutet als Volltreffer Vernichtung des Feindes.

Von einem idealen Aussichtspunkt aus konnte ich das Gefechtsfeld übersehen. Ein höherer Offizier, der schon bei der chinesischen Expedition eine hervorragende Stellung inne hatte, hatte die Güte, mich persönlich an diesem Aussichtspunkt zu führen. Es ist sein Lieblingsplätzchen, und ich kann es dem General nachfühlen. Vor mir breitet sich ein Teil der Ebene von Woevre. Die Felder liegen auf weite Strecken unter Wasser; die Straßen, die sie durchziehen, sind von einem lehmigen Brei bedeckt, und auch niedriger gelegene Gehölze liegen wie in einem angeschwollenen See. Zwischen den Wäldern von Haute-Charriere und Gargantua steigt aus der Ebene ganz isoliert der Montsec auf, ein kahler, nur mit niedrigem Laubholz bewachsener Berg; südwestlich von ihm streckt sich der Mont hin, an dessen südlichem Abhang Warneville liegt. Apremont, ein Ort, der südlich vom Mont liegt, ist der südlichste Punkt, der sich in dieser Gegend der Côte Lorraine im Besitze der Deutschen befindet. Mit Wohlgefallen ruht der Blick auf diesem schönen Land, dessen Dörfer und Kirchen nun verwundet daliegen, verwundet zumeist durch die Waffen der eigenen Volksgenossen. Weit, weit im Südwesten hebt sich eine bläuliche Kuppel vom Himmel ab, dahinter kriechen weiße Rauchwolken. Das ist ein Fort von Toul, aus dem eben ein Eisenbahnzug gegen Westen fährt.

„Morgen früh lasse ich Sie zu einer unsrer Batteriestellungen und einem Beobachtungsstand führen," meinte Exzellenz, als wir heimkehrten. Sein Ordonnanzoffizier begleitete mich am andern Tag. Der Regen schlug tüchtig ins Gesicht. Der Weg ging durch einige Dörfer, die beständig vom Feinde beschossen wurden. Vor zwei Tagen wurde ein Ortseinwohner begraben, den ein französisches Schrapnell getroffen hatte. Aus dem Schlamm der Straße ging es dann eine Anhöhe hinauf. Man sinkt tief in den weichen nassen Lehmboden. An besonders bösen Stellen haben Artilleristen Stufen in die Erde geschlagen und sie mit kurzen Aesten belegt. Das ist die „Exzellenzenstiege". Ohne Bergstock kommt man aber trotzdem nicht vorwärts, den trägt hier jeder Offizier und Soldat; meistens behilft man sich natürlich mit dünnen Baumstämmen. Am Abhang haben sich in einem Gehölz Soldaten ihre Unterkünfte eingerichtet, kleine Blockhäuser, die in die Erde eingebaut sind. Schmale Wege aus Laubholz führen dazwischen durch. Ein Wachtposten ist ausgestellt, die andre Mannschaft sitzt in der warmen Erdhöhle. Ein paar Meter höher steht das Häuschen des Hauptmanns. Mitten im Gebüsch, von einem Drahtzaun eingeschlossen, kaum zwei Meter hoch. Ein Vorgärtchen, von etwa zwei Quadratmeter Fassungsraum, darin eine Kiste für Hühner, die das Jagdglück bringt. Efeu umrankt die Pforte, daran eine kleine Tafel „Ludwigshöhe". Wir sind bei Bayern! Und im raschen Vorübergehen entgehen wir nicht einem Frühschoppen — einem Gläschen Münchner. Dann geht's weiter durch Wasser und Lehmboden. Bald trägt man eine schwere Last an den Stiefeln.

Ein paar Offiziere der Artillerie winken uns von fern. Nun heißt es gebückt vorwärts bis zu einem Laufgraben, der in den Beobachtungsstand führt. Rechts und links von mir donnern die Geschütze. Ich höre das unheimliche Pfeifen der Granaten, die über mir dahinsausen. Ob sie von deutschen Batterien kommen, ob vom Feinde — ich kann es nicht unterscheiden. Ein junger Offizier bietet mir seinen Platz am Scherenfernrohr an. Vor mir liegt ein Teil der Stellung der Franzosen. Ich sehe deutlich ihre Schützengräben, die sich zwischen Bouconville und Seicheprey vor der Chaussee an Xivray und Marvoisin vorbei ausbreiten, sehe rückwärts Rambucourt und den Feuerschein der hinter dem Dorf postierten Batterie. Auch hinter Beaumont arbeiten französische Geschütze. Die französischen Schützengräben vor dem Teich von Vargevaux sind bereits verlassen, und eben, da ich das Dörfchen Marvoisin im Fernrohr habe, werden die Schützengräben von deutschen Geschützen beschossen. Es ist etwas Aufregendes, den Kampf im Scherenfernrohr zu verfolgen. Eine Granate schlägt in das Dach eines Bauernhauses, das am linken Ende des Dorfes steht.

Was im Hauptquartier auffällt, das ist die große Ruhe, die hier herrscht. Niemand, der es nicht wüßte, würde vermuten, daß von dieser Stelle aus die Operationen einer Armee geleitet werden, die mehr als anderthalb Millionen Soldaten zählt. Am Einfahrtstor des großen Palace Hotel, in dem der Generalstab untergebracht ist, steht eine einzige Schildwache. Nicht die mindeste Bewegung herrscht hier, kein Kommen und Gehen von geschäftigen Offizieren, die auf den Straßen einhergaloppieren. Die Stabsoffiziere bekommt man beinahe nie zu Gesicht, sie sind mit ihrer Arbeit beschäftigt. In einer benachbarten Stallung ist eine Anzahl Reitpferde untergebracht, weiter entfernt bemerkt man eine Garage mit einigen zwanzig Automobilen, die für den Fall bereit stehen, daß der Generalstab sich in Sicherheit bringen müßte. Auf dem Rasenplatze vor dem Hotel ist eine Batterie von sechs Mitrailleusen aufgestellt; die Bedienungsmannschaft steht in einem benachbarten Zelt auf Piket für den Fall, daß feindliche Aeroplane einen Ueberfall versuchen sollten. Auch gewahrt man einige Automobilfourgons zur Legung von telephonischen Drähten. Weiter vorn befindet sich ein Kordon von Wachen, die in je dreißig Meter Distanz voneinander aufgestellt und gedeckt sind, um einen immerhin möglichen Angriff auf das Hauptquartier zu vereiteln.

Vor dem Postgebäude des Städtchens steht ein riesiges Lastautomobil, in welchem Tag und Nacht acht Feldtelegraphisten arbeiten. Es ist durch Drähte einerseits mit dem städtischen Telegraphenbureau, anderseits mit dem Palace-Hotel verbunden. Hier erkennt man den Hauptnerv der Armeeleitung; durch ihn werden alle Befehle verteilt, durch ihn laufen alle Nachrichten aus ganz Frankreich und von der ungeheuren Front zusammen. Und das Gesammelte muß sich schließlich in einem Menschengehirn konzentrieren und resümieren: demjenigen des Generals Joffre, des Chefs der französischen Armeen.“

Ein schwarzes Loch gähnt in den Schindeln, dann steigt leichter Rauch auf. Das Häuschen brennt. Der Qualm wird dichter und hüllt bald den ganzen Dachstuhl ein. Eine zweite Granate trifft — diesmal in einen Schützengraben, der sich vor dem Dorfe Marvoisin hinzieht. Eine große, dichtzusammengeballte schwarze Rauchwolke steigt aus der Erde auf. Die Granate mag Opfer gefordert haben — und schon sitzt wieder eine mitten im Graben. Wieder eine Rauchwolke, als stände ein Busch im Brand. Ringsum bleibt alles wie tot. Nur das unheimliche Krachen dringt an das Ohr, sonst kein Laut. Auch im Dörfchen keine Bewegung. Es scheinen aus den Schützengräben vor den Dorfhäusern Laufgräben in die Keller nach rückwärts zu führen. Die Granaten streichen weiter über die Gräben von Marvoisin.

Eine kleine Drehung am Scherenfernrohr, und ich sehe die zersplitterten Reste des Kirchleins von Xivray und seine zerschossenen Häuser wie auf der Leinwand im Kino. Der Blick greift nach Süden aus, wieder auf Schützengräben vor Rambucourt. Dann schaue ich nach Marvoisin zurück. Das brennende Bauernhaus hat einen zweiten Treffer ins Dach erhalten, und — jetzt kracht eine Granate in den Schützengraben mitten vor dem Dorfe. Auch bei den Franzosen donnert es lebhafter, Schlag auf Schlag; zischend jagt's über unsre Köpfe. Ich muß den Platz vor dem Fernrohr wieder dem Beobachtungsoffizier überlassen; seine erste Meldung schon zeigt einen neuen Volltreffer vor Marvoisin an. — Gebückt geht es wieder durch den Laufgraben des Beobachtungsstandes zurück. Eine kurze Abschiedsvisite beim General der Artillerie, der hier in einem kleinen Erdunterstand lebt. Mehr als zwei Personen haben nicht Platz darin. Ein kleiner runder Tisch, ein kleiner Petroleumofen und ein Bett aus Stein, auf dem eine vom Regen durchnäßte Decke liegt. So sieht's hier beim Herrn General aus. Licht kommt nur durch eine kleine Fensterscheibe in der Tür in das Loch. Die Decke scheint trotz Dachpappe und Baumstämmen nicht wasserdicht zu sein. Seine Excellenz ist aber trotzdem immer guter Dinge, seine Augen lachen stets. Er teilt das Los der Strapazen mit seinen Artilleristen. Und das erwärmt das Herz.

Julius Hirsch.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

ARBEITERZEITUNG

Nr.: TAG: 2. 2. 1916

Bilder vom Kriege.

Das Solidaritätsgefühl.

Im Osten, am 18. Dezember 1914.

Wir liegen noch immer zur Verteidigung Ostpreußens an unserer alten Stelle. Während in den letzten Tagen ganz annehmbares Wetter herrschte, wird die Sache jetzt mulmig. Es schneit heute etwas, aber eher Wasser als Schnee. Auf den Straßen würdest Du wohl in Zivilstiefeln nicht weit kommen, ein solcher Schlamm liegt dort.

Es gibt wohl nirgends eine bessere Gelegenheit, das Solidaritätsgefühl wirken zu lassen, als im Kriege. Du wirst ja wissen, daß ich die ersten Monate in der Front als Wehrmann kämpfte, und mochte es beim Dienst oder in den Pausen sein, stets war der eine auf den anderen angewiesen. Stand ich als Doppelposten auf irgend einem Fleck mit meinem Kameraden zusammen, ganz gleich, ob er Lehrer oder sonst etwas war, stets war das Handeln und Fühlen des einen auch das des anderen. Noch stärker zur Erscheinung kommt das Solidaritätsgefühl im Schützengraben. Hier ist wirklich der Kummer und die Sorge des einzelnen die des ganzen Schützengrabens. Vor wenigen Tagen mußten wir nach dem Schützengraben der achten Kompagnie, weil dort eine Anzahl Verwundeter vorhanden war. Da hättest Du Solidarität sehen können! Wie ängstlich fragten die Wehrleute, ob die Verwundungen schwer seien, wie besorgt fragten sie nach den Wünschen der Verwundeten, wie bereitwillig gaben sie ihnen ihren letzten Schluck aus der Feldflasche, obwohl sie es selbst noch notwendig gebrauchten! Da wurde nicht lange gefragt: „Wer ist es?“ Ja selbst die revierkranken Leute schleppten auf Leitern die Verwundeten aus der vorderen Linie, obwohl ihnen die russischen Kugeln um die Ohren pfiffen, und keiner fragte: „Was ist der Mann, wer ist es?“ Nur teilnehmende Sorge! Ja, Freund, das ist echtes Solidaritätsgefühl!

Man greift sich angesichts dieser Tatsachen an die Stirn und fragt sich: Wie ist es möglich, daß in Zivil soviel Worte verschwendet werden müssen, bis sich dieser oder jener der Organisation anschließt? Der Organisation, die doch weiter nichts bezweckt, als sein Dasein zu verschönern. Hier ist der Einsatz das Leben, dort nur ein paar lumpige Pfennige Wochenbeiträge, und trotzdem hier ein unverwüstliches Solidaritätsgefühl, und zu Hause, da treten einzelne aus Mangel an Solidaritätsgefühl aus der Organisation aus, weil sie Angst davor haben, daß eventuell ihre Groschen einem anderen Arbeitskollegen zugute kommen. Man sollte diese Leute in die Schützengräben stecken, russische Kugeln würden ihnen in sehr kurzer Frist ein Solidaritätsgefühl beibringen, wie sie es vorher nie gekannt haben. Es steht zweifellos fest, daß der Gedanke des Eidgegenseitighelfen seine beste Stütze in den organisierten Arbeitern, die sich beim Heere befinden, hat. Ich halte es daher für undenkbar, daß die Bekämpfung unserer Organisationen durch die Regierung nach dem Kriege fortgesetzt wird. Ich bin überzeugt, daß sich die mit Blut und Eisen getauften organisierten Arbeiter daran erinnern werden, daß es eine Zeit gab, wo man stolz auf sie und ihre Taten war. So siehst Du, lieber Luden, daß durch den Krieg keineswegs unsere Organisationen vernichtet werden, sondern daß ihr später Männer angehören werden, die eine bitterernste Schule durchgegangen sind, und kleinliche Streitigkeiten werden unseren Organisationen noch mehr erspart bleiben als bisher. Nun will ich schließen in der Hoffnung, daß es Dir und den Kollegen gut geht.

Es grüßt Dich und die Kollegen vielmals F. A.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)
Nr.: 34 TAG: 3.2.1916, 2

Bei der Armee Pflanzer-Baltin.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Kriegspressequartier, 2. Februar.

In Czernowitz.

Wie in Wien oder Budapest, sitzt man bei Zigeunermusik im Kaffeehaus. An allen Tischen plaudernde, lachende Menschen. An den Billards Frontoffiziere, die ein paar Stunden Stadturlaub erhalten haben; vor den breiten Scheiben das normale Leben der betriebsamen Stadt. Geschäftsleute, Marktweiber, Spaziergänger. Wie in einer vom Krieg gänzlich unberührten Provinzstadt kommt man sich vor. Nur wenn die Zigeuner einen Csardas ausklingen lassen und durch die unaufhörlich sich öffnenden Glastüren der Lärm der Straße dringt, trägt der Luftzug Geschützdonner herein: Schwer und dumpf rollend dröhnt es vom Pruth herüber und dann erinnert man sich plötzlich daran, daß in ein paar Kilometer Entfernung von Czernowitz eine Schlacht geht. Aber keinen Menschen vermag das zu irritieren. Selbst wenn der Lärm anschwillt und die Scheiben erzittern, bleibt jeder seelenruhig. „Die Russen trommeln wieder" sagt der eine oder andere, wie wenn er von irgendeiner höchst nebensächlichen Angelegenheit sprechen würde. Gleich hernach lauscht man wieder dem neuesten Walzer von Kalman, der auch hier wie anderswo der Komponist der Saison ist.

Mag das Trommelfeuer noch so heftig an die Fenster pochen, den Czernowitzern ist der Krieg, der sozusagen vor ihren Toren der Stadt auf den Hügeln von Rarancze und Toporoutz in den grimmigsten Formen tobt, in weite Entfernung gerückt. Denn felsenfest ist ihr Vertrauen auf die Truppen, die da draußen der russischen Heeresmacht wehren, die seit Monatsfrist aufs verzweifeltste sich müht, die Stadt in ihren Besitz zu bekommen, die Zehntausende vergeblich hinopferte, ohne Czernowitz auch nur um ein Geringes näher zu kommen. Seit Monatsfrist suchen die Russen an der bessarabischen Front durchzubrechen, und noch immer haben sie das Vergebliche ihrer Anstürme nicht eingesehen. Über den bisherigen Verlauf der in größtem Maßstab angelegten Operationen erhalte ich folgende authentischen Angaben:

Die russischen Massenangriffe

richteten sich in der Hauptsache gegen die Front der Armee Pflanzer-Baltin, die sich auf einer Breite von ungefähr 160 Kilometern entlang der Strypa über die Höhen östlich des Flusses in südlicher Richtung zur Mündung in den Dnjestr erstreckt, hierauf ein Stück weit längs dieses Flusses verläuft, um sich dann erst in südöstlicher Richtung gegen Mülken und endlich wiederum gegen Süden längs der Reichsgrenze zur rumänischen Grenze östlich Czernowitz zu ziehen. Anzeichen der kommenden Offensive machten sich schon Mitte Dezember bemerkbar. Zwischen Chotin, Larga, Nowosielica und Lipkani wurden gewaltige Truppenansammlungen festgestellt. Unausgesetzt kamen Menschenmassen heran, zahllose Batterien aller schweren Kaliber wurden auswaggoniert, die Anwesenheit französischer Offiziere an den Kampfabschnitten wurde mit Sicherheit erwiesen. Am Tage vor Weihnachten war der Aufmarsch beendet, und nachdem zwei Tage lang kleinere Einleitungskämpfe den Auftakt gebildet hatten, eröffnete am 26. Dezember die schwere Artillerie das Feuer. Die bessarabische Front wurde unter einen furchtbaren Geschoßregen gesetzt, der sich von Tag zu Tag an Heftigkeit steigerte. Der erwartete Erfolg blieb aber aus; im allgemeinen aber waren die Verluste auf österreichisch-ungarischer Seite dank der ausgezeichneten Schützengrabentechnik erstaunlich gering; mochten sich die Russen noch so gut einschießen, an den vielfach gewundenen Zickzackgraben scheiterte die artilleristische Kunst. Am 27. brach der erste Infanteriesturm an die bessarabische Front heran. In dichten Massen, Reihe hinter Reihe, kaum einen Schritt weit auseinander, rannten die Sturmreihen

an, oft 3000 bis 6000 Mann gegen einen einzigen Kompanieabschnitt. Meist gingen sie ohne Gewehr, nur mit Handgranaten bewaffnet, vor; waren sie vor die Drahthindernisse gekommen, legte plötzlich die k. u. k. Artillerie, die zu Beginn des Sturmes etwas stiller geworden war, mit Höllengewalt los: Geschoß um Geschoß fuhr mit unfehlbarer Präzision in die Menschenwogen. Wie wenn eine Sense durch das Getreide fährt, sah das aus, erzählte mir ein Artilleriebeobachter. Ganze Gassen rissen die Granaten in die braunen Haufen, die oft aus 17 Gliedern bestanden. Nach dreitägigen Stürmen waren zwei russische Korps, die aus gänzlich unverbrauchtem, ausgezeichnetem Material bestanden hatten, völlig zerrieben.

Nach zweitägiger Ruhepause begann der Kampf aufs Neue. Diesmal wurde der linke Flügel bearbeitet. Auch hier waren zwei Korps als Verstärkung eingesetzt worden. Nach schwerem Trommelfeuer, das um nichts hinter der Kanonade an der bessarabischen Front zurückblieb, setzten sich vier Infanteriedivisionen zum Sturm gegen einen schmalen Frontraum in Bewegung. Trotz stärkster Wucht gleich ergebnislos wie am Ostflügel. Am Neujahrstag entflammte die Schlacht auf beiden Abschnitten. Immer wieder eilten Sturmkolonnen heran, aber stets wurden sie zur Umkehr gezwungen. Tagelang wurde mit maßloser Erbitterung gekämpft. An der Strypa, im Hauptangriffsraum Toporoutz—Rarance brachen unzählige Sturmangriffe zusammen. Zweimal traten von der Erschöpfung der Angreifer diktierte Pausen ein, die jedesmal zur Herbeiziehung neuer Reserven ausgenützt wurden. An der Strypafront, wo schließlich die Tätigkeit ganz erlahmte, brach am 7. Jänner eine neu eingetroffene verstärkte Brigade, die aus ganz besonders geschulten Truppen zusammengesetzt war, nach einer Artillerievorbereitung, die die ganze Nacht dauerte, in jähem Anprall in einen Abschnitt ein. Sie war überraschend vor Tagesanbruch über die eigenen Linien vorgeramt und in den ersten Graben gelangt; aber kaum suchte sie sich in diesem festzusetzen, jagte ein ebenso überraschender Gegenstoß der Reserven heran, die Brigade mußte zurück, geriet in mörderisches Artilleriefeuer und wurde derart dezimiert, daß sie aus der Front gezogen werden mußte. Ebenso wurde ein an den vorhergehenden Kämpfen beteiligtes Korps zurückgezogen. Ein neues Korps traf ein, ebenso wurden die Regimenter der Ostfront fortwährend neu aufgefüllt. Aber trotz all dieser Einsätze, die stets zu neuen, tiefgegliederten Massenangriffen vorgetrieben wurden, trotz Eintreffens weiterer schwerer Artillerie und trotz einwandfrei festgestellter Aufstellung von Maschinengewehren hinter der eigenen Infanterie und Dirigierung von Artilleriefeuer auf zurückweichende Sturmkolonnen, scheiterte jeder Einbruchsversuch an der unerschütterlichen Haltung der Verteidiger.

Eugen Lennhoff.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

NEUES WIENER JOURNAL

Nr.: 8010 TAG: 17.2.1916, 7f

Taufpate Mars.

(Hindenburg als Vorname. — Sedania und Paris. — Luise Hollandine. — Kriegsvornamen in England und Frankreich.)

Es stand zu erwarten, daß der gegenwärtige große Krieg sich bei uns auch in den Rufnamen der während des Krieges gebornen Knaben und Mädchen widerspiegeln würde. So wird jetzt aus verschiedenen Gegenden Deutschlands berichtet, daß Knaben oder Mädchen, die während dieses Feldzuges das Licht der Welt erblickt haben, und namentlich solche, deren Väter im Felde stehen, Vornamen wie Hindenburg oder Hindenburga, Zeppelin oder Zeppeline, Tannenberg, Warschau, Belgrad, Wilna, Longwy usw. erhalten haben. Einem am ersten Mobilmachungstage, dem 1. August 1914, gebornen Mädchen, dessen Vater an diesem Tage ins Feld zog, wurde der merkwürdige Name Mobilia gegeben. Der Name ist freilich sprachlich nicht ganz richtig gebildet und erinnert auch allzusehr an die Worte Mobilia und Immobilia, wofür man später die Formen Mobilien und Immobilien setzte. Es ist aber zu hoffen, daß die kleine Mobilia sich immer als recht mobil erweist und sich die Anfangsworte der bekannten Arie aus Verdis „Rigoletto" „Donna è mobile" später nicht allzusehr zum Vorbild nimmt. Sie lauten bekanntlich in der freien deutschen Uebersetzung: „Ach wie so trügerisch sind Weiberherzen." Am häufigsten trifft man auf die Vornamen Hindenburg und Hindenburga oder Hindenburgia. Dieselbe Gepflogenheit konnte man auch im deutsch-französischen Kriege 1870/71 beobachten. Es leben wohl noch einige Damen, die den Vornamen Sedania führen, weil sie am Tage der Entscheidungsschlacht von Sedan oder in dessen unmittelbarer Nähe geboren worden sind. Auch Paris war damals ein beliebter weiblicher Vorname. Solche Namen haben freilich das Mißliche, daß man aus ihnen genau das Alter ihrer Trägerinnen erkennen kann. Am Tage der Schlacht von Sedan gebar die Marketenderin des 5. Jägerbataillons, deren Mann als Soldat im Felde stand, auf dem Schlachtfeld einen Knaben, bei dem dann das Offizierskorps des Bataillons Pate stand und der in der Taufe den Vornamen Sedan erhielt. Das Offizierskorps sorgte auch später für die Erziehung des Knaben, der bei dem Bataillon diente und nach Beendigung der Dienstzeit Beamter bei einer schlesischen Gemeindeverwaltung wurde. Auch die Namen Straßburg und Weißenburg kamen damals als Vornamen auf. Aus dem Jahre 1813 wird uns berichtet, daß ein Zwillingspaar, das einem Pastor bei Grimma während der Völkerschlacht bei Leipzig geboren wurde, die Vornamen Kanonine und Bombardine erhielt. Eine in demselben Jahre geborne Berlinerin hieß Blücherine Viktorine Achtzehnhundertdreizehn Schmidt.

Ebenfalls im Zusammenhang mit einem kriegerischen Ereignis erhielt einst die Tochter des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, des sogenannten „Winterkönigs von Böhmen", den Vornamen Luise Hollandine. Der Vater dieser Prinzessin war nach der für ihn verhängnisvollen Schlacht am Weißen Berge bei Prag im Jahre 1620 nach Holland geflohen und hatte dort bei dem ihm verwandten und befreundeten Fürstenhaus der Oranier Zuflucht gefunden. Als ihm dort im Jahre 1622 eine Tochter geboren wurde, übernahmen bei der Taufe die holländischen Generalstaaten die Patenschaft; die Prinzessin trug den Namen Hollandine als Rufnamen. Auch in England und Frankreich wurde früher sehr häufig der Brauch geübt, den Kindern Namen zu verleihen, die an hervorragende Persönlichkeiten oder Ereignisse anknüpfen; so waren bei den Engländern noch zur Zeit des Burenkrieges selbst Namen wie Ladysmith und Mafeking als Vornamen nicht selten. In diesem Kriege scheint man in England derartigen Namen keinen Geschmack abgewinnen zu wollen. Schade drum, so wäre doch beispielsweise der Name Dardanelly ein recht hübscher, auch gut englisch klingender weiblicher Vorname. Die Franzosen aber läßt der Ruhm der angeblich von ihnen gewonnenen Schlacht an der Marne und der Ruhm des Generalissimus ihrer Armee Joffre nicht schlafen. Es sind daher bei ihnen während des Krieges verschiedene recht merkwürdige weibliche Vornamen wie Marne, Marnon, Marnette (warum nicht Marionette?) und gar Joffrette aufgekommen. Besonders häufig begegnen uns jetzt bei uns Vornamen, die auf den Frieden Bezug haben, wie die Namen Friedemann, Ehrenfried, Ehrenfriede, Irene (zu deutsch Frieden) und Bringfriede. Von diesen Namen erfreut sich besonders der zuletzt genannte einer großen Beliebtheit. Er steht gleich den Namen Leberecht, Fürchtegott, Vergißmeinnicht und anderen einen sogenannten Satznamen dar, ist aber nicht, wie vielfach angenommen wird, erst im Laufe dieses Krieges entstanden. Der Dichter Otto Franz Gensichen hat bereits im Jahre 1908 eine Novelle veröffentlicht, die diesen Namen als Titel führte. Gensichen ist, wie er selbst mitteilt, zu dieser Novelle durch eine Grabsteininschrift angeregt worden, die er auf einem Berliner Friedhof vorfand und die „Anna Bringfriede, geborne Freiin v Wangenheim" lautete.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

TAGESPOST (Graz)

Nr.: TAG: 27.2.1916

Die Erfolge unserer Luftflotte.

Während an manchen Teilen der einzelnen Fronten der Krieg zu Lande ruht, hat sich die Kampftätigkeit in den Lüften in der letzten Zeit erstaunlich lebhaft entwickelt. Dieser Krieg hat es immer wieder bewiesen, welch hervorragende Rolle im heutigen Kampfe das Flugwesen spielt. Es ist eine der wertvollsten und wichtigsten Waffen geworden. Der Krieg hat es gelehrt, daß das Wort von der Beherrschung der Lüfte keine Phrase mehr ist. Er hat aber weiter gelehrt, daß die Schüler die Meister übertroffen haben. Frankreich und Italien galten bisher als die Hochburgen des Flugwesens. Beide Länder hatten auch die reichste Luftflotte, die mit hervorragend tüchtigen Kampfflugzeugen ausgestattet sind. Die Apparate sind durchwegs modern und mit großer Geschwindigkeit und Steigkraft ausgerüstet. Die Capronis mit ihren Stand- und Rotationsmotoren gelten als erstklassige Kampfflugzeuge und dennoch hat der bisherige Verlauf der Luftkämpfe auf allen Fronten die bedeutende Überlegenheit der österreichisch-ungarischen und deutschen Flieger dargetan. Eine kürzlich veröffentlichte Statistik gab ziffernmäßig den geringen Prozentsatz der deutschen Verluste im Luftkrieg im Verhältnis zu der vielfach größeren Zahl der feindlichen.

An allen Abschnitten ist die Fliegertätigkeit außerordentlich rege, und kein Tag verläuft ohne mehrere Luftgefechte. Kleinere Ausflüge wie nach Cormons, Grado, Udine und die nächsten Orte hinter der feindlichen Front gehören zur Tagesbeschäftigung unserer Flieger. Seit einer Woche unternehmen sie aber große Touren, die auf verschiedenen Wegen über Norditalien und den Gardasee bis nach Mailand führen. Unsere Flieger nehmen sehr darauf Bedacht, nur wichtige militärische Objekte und Anlagen mit Bomben zu belegen, die für die Kriegführung von besonderer Wichtigkeit sind. Bedauerlicherweise läßt es sich nicht vermeiden, daß durch die Bomben auch Menschen, die sich in unmittelbarer Nähe der angegriffenen Objekte befinden, getötet oder verletzt werden. Die Bevölkerung der Lombardei und Mailands ist jedenfalls seit dem ersten verhängnisvollen Erscheinen österreichisch-ungarischer Flieger aus der Ruhe gebracht und nervös geworden. Der Ruf nach Verbesserung der Abwehrmaßregeln und nach Vergrößerung der Luftflotte wird in Italien immer stürmischer. Im eigenen Lande scheint das Vertrauen zu den heimischen Fliegern durch die jüngsten Ereignisse erschüttert zu sein. Konnte es doch trotz der schärfsten Zensur nicht unterdrückt werden, daß die italienischen Piloten in den wiederholten heftigen Luftkämpfen schließlich vor den österreichisch-ungarischen Fliegern Reißaus nahmen.

Bei dem letzten Angriff unserer Flieger in Norditalien, der diesmal raschestens nach Mailand gemeldet wurde, kamen ihnen zahlreiche feindliche Flieger entgegen, um sie am Vorwärtskommen zu behindern. Unsere kühnen Piloten nahmen schneidig den Kampf in den Lüften auf, besiegten den Feind und setzten ruhig ihren Flug fort, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Daß diese Schneidigkeit dem Gegner mangelt, scheint auch in Italien bereits durchgesickert und als das Geheimnis unserer Erfolge erkannt worden zu sein. Der amtliche italienische Bericht über den ersten großen Flug der Italiener nach Laibach gibt hierüber jedem, der zu lesen versteht, Aufschluß. Ein feindliches Luftzeuggeschwader wollte sich für Mailand rächen und sollte Laibach bombardieren. Die Unternehmung scheiterte kläglich und Cadorna lamentiert: „Einer der Caproni-Apparate wurde von sechs österreichischen Fliegern angegriffen, umzingelt und zur Landung auf feindlichem Gebiet gezwungen. Die übrigen kehrten unversehrt glücklich zu unseren Linien zurück!" Freilich, denn die Mehrzahl von ihnen hatte sich von ihren Linien nicht allzuweit vorgewagt und machte unter dem Feuer der Abwehrkanonen schon an der Isonzofront kehrt.

Was unsere Flieger Großartiges leisten, davon erfahren wir ziemlich Erschöpfendes aus den feindlichen Berichten, denn unsere Piloten machen in rühmlicher Bescheidenheit von ihren Taten nicht viel Aufhebens. Nach Meldungen italienischer Blätter ging der letzte Flug unserer Piloten über dem Gardasee, wobei Gardone, Desenzano, Salo, Gargnano, Toscolano, Maderno berührt wurden, weiter über Palermo, Trezzo und Bergamo bis Mailand. Die herabgeworfenen Bomben richteten auf militärischen Anlagen großen Schaden an. Überall stellen die Flieger ihren Mann. Die italienischen militärischen Anlagen in Valona und Umgebung wurden durch Bombenwürfe unserer Wasserflugzeuge arg in Mitleidenschaft gezogen. Aus dem russischen Generalstabsberichte erhalten wir Kenntnis von dem Luftangriff deutscher Piloten nördlich von Kreuzburg (2 Kilometer nördlich von Jakobstadt), und auf die Gegend von Muschkel (20 Kilometer nördlich von Dünaburg). Russische Flieger belegten wieder den Raum von Buczacz mit Bomben. Über die Tätigkeit der deutschen Flieger gibt der Bericht der Obersten Heeresleitung fast täglich Aufschluß. Nach einer amtlichen Londoner Meldung wurde das britische Lager bei Kut-el-Amara mit Bomben beworfen. Daß der Angriff der deutschen Luftflotte auf Dover bei den Feinden völlige Verwirrung hervorgerufen hat, erhellt aus der bekannten Anfrage des Abgeordneten Capitäns Benett-Goddney im Unterhause.

Während sich die Gegner, von österreichischen und deutschen Piloten bedrängt, über Abwehrmaßregeln und Organisationen den Kopf zerbrechen, arbeiten in den deutschen Luftschiffwerften Tausende Tag und Nacht, um jede Woche ein bis zwei Luftkreuzer, die durch die Erfahrungen immer verbessert werden, an die Front senden zu können. Der deutsche Geist bewährt auch im Luftkampfe seine Sieghaftigkeit und unerreichte Tüchtigkeit.

L. v. B.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 70 TAG: 10.3.1916, 3. Bogen

Die deutsche Kriegserklärung an Portugal.

Der Wortlaut der deutschen Note.

Berlin, 9. März.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schreibt:

Am 23. Februar beschlagnahmte die portugiesische Regierung die in den portugiesischen Häfen liegenden deutschen Schiffe. Unmittelbar nach Bekanntwerden dieses Vorganges erhielt der kaiserliche Gesandte in Lissabon Dr. Rosen den Auftrag, gegen diese Maßnahme zu protestieren und ihre Aufhebung zu verlangen. Die betreffende Note wurde am 27. Februar der portugiesischen Regierung übergeben.

Ungeachtet dieser Tatsache verbreitete die portugiesische Regierung in Lissabon in ihrer offiziösen Presse die Nachricht, daß eine deutsche Protestnote überhaupt nicht existiere. In der portugiesischen Kammersitzung leugnete der Justizminister sogar offiziell das Vorhandensein einer Note ab. Die von dem kaiserlichen Gesandten verlangte Richtigstellung der Pressenotiz unterblieb.

Erst am 4. März erschien der hiesige portugiesische Gesandte im Auftrage seiner Regierung im Auswärtigen Amte, um eine Note zu übergeben, welche die deutsche Forderung ablehnte. Eine Abschrift dieser Note wurde am selben Tage dem kaiserlichen Gesandten in Lissabon übergeben. Darauf erhielt dieser die Anweisung, der portugiesischen Regierung die nachstehend wiedergegebene Erklärung zuzustellen. Die Übergabe der Erklärung soll heute in Lissabon erfolgen. Eine Abschrift derselben wurde dem hiesigen portugiesischen Gesandten übermittelt.

Die neutralitätswidrigen Handlungen der portugiesischen Regierung.

„Seit Kriegsbeginn hat die portugiesische Regierung durch neutralitätswidrige Handlungen die Feinde des Deutschen Reiches unterstützt. Den englischen Truppen wurde in vier Fällen der Durchmarsch durch Mozambique gestattet. Die Versorgung deutscher Schiffe mit Kohlen wurde verboten. Ein neutralitätswidrig ausgedehnter Aufenthalt englischer Kriegsschiffe in portugiesischen Häfen wurde zugelassen und England die Benützung Madeiras als Flottenstützpunkt gewährt. Der Entente wurden Geschütze und Kriegsmaterial der verschiedensten Art und England überdies ein Torpedobootzerstörer verkauft.

Deutsche Kabel wurden unterbrochen; das Archiv des kaiserlichen Vizekonsulates in Mossamedes wurde beschlagnahmt. Expeditionen wurden nach Afrika entsendet und offen als gegen Deutschland gerichtet bezeichnet. An der Grenze von Deutsch-Südwest-Afrika und Angola wurden der deutsche Bezirkshauptmann Dr. Schultze-Jena sowie zwei Offiziere und Mannschaften durch Einladung nach Naulila gelockt, dort am 19. Oktober 1914 für verhaftet erklärt und als sie sich der Festnahme zu entziehen suchten, zum Teile niedergeschossen. Die Überlebenden wurden mit Gewalt gefangen genommen. Retorsionsmaßnahmen unserer Schutztruppe folgten.

Von Deutschland abgeschnitten, handelte die Schutztruppe in der durch das portugiesische Vorgehen hervorgerufenen Annahme, daß Portugal sich mit uns im Kriegszustande befinde. Die portugiesische Regierung remonstrierte wegen der letzteren Vorgänge, ohne die ersteren zu erwähnen und beantwortete unser Verlangen, mit unseren Kolonialbehörden ungehinderten chiffrierten Telegrammverkehr zur Aufklärung des Sachverhaltes zu verschaffen, überhaupt nicht.

Schwere Beleidigungen Deutschlands.

Während der Kriegsdauer erging sich unter der mehr oder weniger offenkundigen Begünstigung durch die portugiesische Regierung, Presse und Parlament in gröblichen Beschimpfungen des deutschen Volkes. In der Kammersitzung vom 23. November 1914 sprach der Führer der Partei der Revolutionisten in Gegenwart fremder Diplomaten, sowie der portugiesischen Minister schwere Beleidigungen gegen Deutschland aus, ohne daß ein Einspruch des Kammerpräsidenten oder eines Ministers erfolgt wäre. Der kaiserliche Gesandte erhielt auf seine Vorstellung nur die Antwort, daß der betreffende Passus im offiziellen Sitzungsberichte nicht enthalten sei.

Vergebliche Proteste.

Wir haben gegen diese Vorgänge in jedem einzelnen Falle protestiert, sowie verschiedentlich die ernstesten Vorstellungen erhoben und die portugiesische Regierung für alle Folgen verantwortlich gemacht. Eine Remedur erfolgte jedoch nicht. Die kaiserliche Regierung hatte gleichwohl in langmütiger Würdigung der so schwierigen Lage Portugals es bisher vermieden, ernstere Konsequenzen aus dem Verhalten der portugiesischen Regierung zu ziehen.

Die Beschlagnahme der deutschen Schiffe.

Am 23. Februar erfolgte auf Grund eines Dekretes vom gleichen Tage ohne vorherige Verhandlung die Beschlagnahme der deutschen Schiffe. Diese wurden militärisch besetzt und die Mannschaften wurden von Bord geschickt. Die kaiserliche Regierung hat gegen diesen flagranten Rechtsbruch protestiert und die Aufhebung der Beschlagnahme der Schiffe verlangt. Die portugiesische Regierung hat das Verlangen abgelehnt und ihre Gewaltmaßregeln durch Rechtsausführungen zu begründen versucht. Sie geht davon aus, daß unsere durch den Krieg in portugiesischen Häfen festgelegten Schiffe infolge der Festlegung nicht dem Artikel 2 des deutsch-portugiesischen Handels- und Schiffahrtsvertrages, sondern ebenso wie anderes im Inland befindliches Eigentum der unbeschränkten Gebietshoheit und damit dem unbeschränkten Zugriffe Portugals unterliegen. Weiterhin aber meint sie sich innerhalb der Grenzen dieses Artikels gehalten zu haben, da die Requisition der Schiffe einem dringenden wirtschaftlichen Bedürfnisse entspreche und auch in dem Beschlagnahmedekret eine später festzusetzende Entschädigung vorgesehen sei.

Diese Ausführungen erscheinen als leere Ausflüchte. Der Artikel 2 bezieht sich auf jede Requisition deutschen, im portugiesischen Gebiete befindlichen Eigentums, so daß dahingestellt bleiben kann, ob die angebliche Festlegung der deutschen Schiffe in portugiesischen Häfen ihre Rechtslage verändert hat. Den genannten Artikel hat aber die portugiesische Regierung nach doppelter Richtung verletzt: Einmal hat sie sich bei der Requisition nicht in den Vertragsgrenzen gehalten, da Artikel 2 die Befriedigung eines staatlichen Bedürfnisses voraussetzt, während die Beschlagnahme unverhältnismäßig mehr deutsche Schiffe getroffen hat, als zur Beseitigung des Schiffsraummangels für Portugal erforderlich war. Sodann aber macht der Artikel die Beschlagnahme von Schiffen von einer vorhergehenden Vereinbarung mit den Beteiligten über die zu gewährende Entschädigung abhängig, während die portugiesische Regierung nicht einmal versucht hat, sich mit den deutschen Reedereien unmittelbar oder durch Vermittlung der deutschen Regierung zu verständigen.

Portugal — Vasall Englands.

Das ganze Vorgehen der portugiesischen Regierung stellt sich somit als schwerer Rechts- und Vertragsbruch dar. Die portugiesische Regierung hat durch dieses Vorgehen offen zu erkennen gegeben, daß sie sich als Vasall Englands betrachtet, der den englischen Interessen und Wünschen alle anderen Rücksichten unterordnet. Sie hat endlich die Beschlagnahme der Schiffe unter Formen vollzogen, in denen eine beabsichtigte Herausforderung Deutschlands erblickt werden muß. Die deutsche Flagge wurde auf den deutschen Schiffen niedergeholt und die portugiesische Flagge mit dem Kriegswimpel gesetzt. Das Admiralschiff schoß Salut.

Kriegszustand.

Die kaiserliche Regierung sieht sich gezwungen, aus dem Verhalten der portugiesischen Regierung die notwendigen Folgerungen zu ziehen und sie betrachtet sich von jetzt ab als mit der portugiesischen Regierung im Kriegszustande befindlich.

*

K.-B. **Berlin**, 9. März. Die Blätter bezeichnen den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Portugal als die einzig mögliche Antwort auf die widerrechtliche Beschlagnahme deutscher Schiffe durch Portugal, dessen Regierung dem Drucke Englands gewichen ist. Es ist klar, sagt das „Tageblatt", daß die deutsche Regierung die ganze öffentliche Meinung auf ihrer Seite hat, wenn sie das Ministerium Costa darüber belehrt, daß die Würde Deutschlands auch von den Vasallen seiner Gegner nicht ungestraft verletzt wird.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

TAGESPOST (Graz)

Nr.: TAG: 12.3.1916

SCHEUERMANN, W.

Im Kampfgebiet von Verdun.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Das Schlachtgelände.

Großes Hauptquartier, 1. März.

Bei Dun treten die Höhen, die bis dahin vereinzelt aus der Ebene aufstiegen, in geschlossenem Zuge bis dicht an das Ufer der Maas heran. Diese bildet eine tiefe, sumpfige Talrinne, die jetzt überschwemmt ist, wie alljährlich im Winter, und nun den Anblick eines stellenweise mehrere Kilometer breiten und meilenlangen Sees mit schmutzig-dunkelgrüner Fläche darbietet. Kaum daß an beiden Seiten Raum bleibt für die Fahrstraßen und für die Eisenbahn, deren Damm unmittelbar aus den Fluten aufsteigt.

Folgt man der östlichen, unmittelbar auf Verdun zuführenden Talstraße nach Süden, so schieben sich bei jeder neuen Biegung neue Hügelketten wie natürliche Schirmwälle vor das Festungsgebiet, Ausläufer der Côtes Lorraines. So zerfällt das Gebiet der Front, in dem sich die Schlacht abspielt, in drei Abschnitte, das Gebiet westlich der Maas, wo die Franzosen stark gebunden sind. In das Bergland der Côtes, wo wir in gewaltigem Anlaufe bis in den Fortsgürtel der Festung nach Süden vorgestoßen sind, in je eintägigem Angriffe immer eine der „Rippen", der Côtes-Ausläufer, überwindend. Und daran östlich anschließend in das Woevre, die im Beginn des Krieges und dann im Stellungskampfe mit so viel Blut begossene Ebene, die sich zwischen der französischen Maasfeste Verdun und der deutschen Moselburg Metz ausbreitet.

Die Ebene ist reiches Ackerland, die Jurakalkberge der Côtes sind mit üppigem Walde bestellt, der aber schlecht bewirtschaftet, wie die meisten ostfranzösischen Forsten, nur wenige gute Stämme aufweist, im übrigen ein schwer durchdringliches Gewirr von Unterholz ist, nicht ganz so urwaldhaft unheimlich wie die Argonnen, aber bedeutend verwachsener als die Ardennen mit ihrem dürftigeren Schieferboden. Trotzdem die Talsohle der Maas hier selbst schon hoch liegt und die Gipfel die Höhe von 400 Meter kaum erreichen, scheinen sie doch bedeutend, namentlich von der Woevre-Ebene aus, in welche die Hänge meist steil abfallen.

Die Ortschaften, ob im Waldlande, ob auf der wohlhabenden Ackerebene, gleichen sich alle auf ein Haar, wie sich nur lothringische Dörfer gleichen können. Nur ein Geschoß hat das Haus, die Mauern sind hell getüncht. Unter dem niedrigen, sehr breiten, roten Ziegeldache sind Wohnung, Stall und Scheune vereinigt. Die Ziegel liegen nach dem System „Mönch und Nonne" übereinandergeschichtet, wie in altrömischer Zeit, und das ganze Dorf könnte so, wie es da steht, vor 2000 Jahren erbaut sein, denn nirgends hat sich der römische Bauernhausbau in Mitteleuropa so starr erhalten wie in Lothringen. Genau so, wie sie heute dreinschauen, hat diese Dörfer Goethe gesehen, als er diese Straße als Kriegsberichterstatter entlangfuhr, um Zeuge der Beschießung Verduns zu werden. Viele der Häuser standen damals schon. Die später erbauten kann man nur daran unterscheiden, daß auf jedem Türsturz die Jahreszahl der Erbauung in plump erhabenen Ziffern eingemeißelt ist. Das ist aber auch ihr einziger „Schmuck". Wie sie von außen dürftig sind trotz ihrer oft stattlichen Größe, so sind die Häuser innen schmutzig und unbehaglich. Sehr schmutzig. Und untraut wie die Häuserreihen sind die Kirchen, deren Mangel an Schönheit und Erfindung bedrückt, ob man aus der Champagne mit ihren Ausklängen von Reims und Laon, ob man aus den Ardennen mit ihren turmreichen, burgähnlichen Kirchen oder gar aus dem schönen, heiteren Elsaß nach Lothringen stößt. Solche eintönige Nester ohne jede Eigenheit und Reiz sind alle die Orte, die jetzt die Heeresberichte aus dem Kampfgebiete nennen. So sehen Vilosnes oder Manheulles, Samogneux oder Fresnes aus. So sahen die anderen aus, ehe sie die Schlacht verschlang, Beaumont, Brabant, Champneuville, Douaumont.

Am Rande der Schlacht.

Wir betreten Dörfer, die vor wenigen Tagen noch, solange hier der Stellungskrieg währte, dem ständigen Beunruhigungsfeuer des Feindes ausgesetzt waren und das viele Löcher in Dächern und Mauern beweisen. Und doch ist selbst hier ein Teil der Einwohner zurückgeblieben, und wenn sie über die Straße gehen, so haben sie erstaunte Augen und können es immer noch nicht fassen, was die Deutschen aus ihren Dörfern zu machen begonnen haben, während die Franzosen daran waren, sie einzuschießen. Die Stuben sind neu getüncht worden, die Türen und Fensterrahmen blank gestrichen und mit mancherlei Malereien versehen, mit denen sich unsere Feldgrauen die Zeit vertrieben haben. Auf dem kahlen Dorfplatze sind hübsche, in Steinsetzungen gefaßte Gartenanlagen geschaffen und

./.

in der Mitte steht ein mit dem Eisernen Kreuz verzierter Gedenkstein. Vor jedem Hause ringsum, wo Einquartierung liegt, ist ein mit einem Birkenmaturholzzaun umgebener und mit einer oft sehr hübschen Laube geschmückter Vorgarten entstanden. Das alles hat man hier nie gekannt, und dieser Schönheitssinn, der sich im feindlichen Feuer unbekümmert entfaltet, ist dem Welschlothringer unbegreiflich.

Was jetzt an Truppen hier liegt, befindet sich in Ruhe und hat schon mehrere Gefechtstage hinter sich. Die Leute sind alle sehr ermüdet, aber ihre Augen leuchten vor Freude, daß es endlich nach so vielen Monaten des Stellungskrieges vorwärts gegangen ist. Sie wollen nun ein wenig verschnaufen, aber dann so schnell wie möglich wieder drauf und dran an den Franzmann. „Franzmann" ist hier auf einmal wieder ein geläufiges Wort geworden, als ob das so mit dem Völkerinnern zusammenhinge in dieser Gegend. Im Anfang des Krieges sprachen unsere Truppen zwischen Maas und Mosel vom „Franzos" oder von den „Rothosen". Jetzt nennen die Kämpfer aller deutschen Stämme, die ich sah, den Feind nur den Franzmann, wie es die Väter 1870 taten. „Wir haben den Franzmann schön verfohlt." — „Als wir das Dorf Beaumont stürmten, hat uns der Franzmann kennen gelernt!" — „Unser Artilleriefeuer hält der Franzmann nicht aus, da verliert er die Nerven!" Und sehr fröhlich stellen sie fest, daß der Franzmann, der sonst pünktlich um diese Mittagsstunde ein paar Lagen Granaten hieher zu senden pflegte, heute ganz still bleibt. Er hat „vorne" Wichtigeres zu tun und wird von unseren Batterien anderwärts genug beschäftigt.

Es ist nicht rätlich, fürder auf der Straße zu bleiben, da diese zu genau von den überhöhenden Stellungen des Feindes am anderen Maasufer eingesehen werden kann. Aber es sind zahllose Wege in das dichte Unterholz des Waldes geschnitten, und Wegweiser erleichtern in dem Gewirr der Fahrstraßen und Fußpfade das Zurechtfinden. Manchmal sieht man an den Stämmen farbige Marken, als ob ein Gebirgsverein dem Wanderer die Reize der Gegend habe erschließen wollen. Aber dann steht eine Tafel daneben: „Rechts halten! Oder: „Annäherungsgraben benützen!" Auf allen diesen Wegen im Walde flutet es hin und her. In Trupps ziehen Abteilungen aller Waffengattungen, um sich mit ihren Kompanien zu vereinigen. Andere, die nach durchgekämpften Tagen in Ruhestellungen gehen, kommen ihnen entgegen, müde, auf Knüppel, die sie sich in den Hecken geschnitten haben, gestützt, von den Stiefelsohlen bis zum Helmbezug mit gelbbraunem Schlamm getüncht, aber alle mit leuchtenden Gesichtern, von Siegesfreude durchglüht, die einen wie die anderen. Es geht vorwärts! scheinen sie zu jauchzen. Und fast alle haben in die Gewehrmündung ein Tannenreis oder ein Zweiglein mit schimmernden Kätzchen oder ein Büschel Nieswurzblüten gesteckt, als ob ein Festtag sei. Fuhrkolonnen kommen und gehen ohne Unterlaß. Sechs schwere Pferde ziehen die Wagen durch den tief ausgefahrenen Lehm. Eine Feldbahn kreuzt den Weg. Zwei kleine Lokomotiven ziehen eine schwere Last: in Körben ruhen gewaltige Stahlgußzylinder, schwerste Kaliber, die bald ihre Luftreise nach den Werken des Feindes antreten werden. Auf dem letzten Wagen reiten ein paar übermütige junge Burschen auf den dröhnenden Ungetümen und winken mit den Feldflaschen den Vorüberschreiienden Grüße zu. Meldereiter auf eiligem Roß kommen vorbei. Im Dickicht sieht man Biwaks, Fuhrparks, Batterien. Der ganze Wald wimmelt von drängendem Leben, von Männern, die alle nur den einen Gedanken haben: Es geht zum Sieg!

Wenn man aber die gedeckten Pfade verläßt und einer Höhe zustrebt, die Umblick gewährt, dann sieht man niemanden. Leer und verlassen sind die Straßen des Feindes, die sich jenseits der Maas zwischen den Bergen dahinziehen. Leer und verlassen sind unsere eigenen Straßen, soweit man sie einsehen kann. Alle Bewegungen verhüllt der Wald, der Wald, den seit Monaten die Granatlagen durchkämmt haben, dessen Fallaub mit rostenden Granatsplittern und grauen Schrapnellerbsen besät ist, und der doch noch immer dicht genug blieb, um Freund und Feind zu decken. Ich kehre zurück auf einem Weg, der vorwärts führt, in das Gebiet der Schlacht hinein. **W. Scheuermann.**

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

NEUES WIENER JOURNAL

Nr.: 8.039 TAG: 17. 3. 1916, 3

Das Schützenbataillon Bondi.

Erinnerungen aus den Karpathenkämpfen.

(Der 13. November 1914. — Weihnachten im Schnee. — Ein Gewaltmarsch. — Ein schlichter Held. — Ein gelungener Sturm. — Ein finnischer Schütze.)

(Von unserem Kriegsberichterstatter Georg Bittner.)

Vor kurzem hat ein altes Landsturmbataillon als selbständiger Truppenkörper zu bestehen aufgehört, das — trotzdem es fast ausschließlich aus alten Landsturmmännern bestand — alles Leid und alle Mühsale der schlimmsten Zeiten, der Karpathenkämpfe im Winter 1914/15, getragen hat, wie nur irgendein anderer Truppenkörper! Der damals neugebildeten Gruppe Hofmann, die im Januar 1915 zu dem nachher berühmt gewordenen „Karpathenkorps" ausgebaut wurde, war bekanntlich die Aufgabe zugefallen, den ersten Ansturm der Russen auf die Karpathen aus- und aufzuhalten. Der junge Truppenverband steckte noch in den Anfängen der Organisation, als er sich schon damals noch mangelhaft ausgerüstet und fast ohne Artillerie der „Dampfwalze" entgegenwerfen mußte. Schier im Zentrum aller jener furchtbaren Kämpfe standen jene Landstürmer.

Als in den Anfängen des Krieges das zweite Aufgebot des Landsturmes zu den Waffen gerufen wurde, wurde unter dem Kommando des Generals Janeczek eine Landsturmterritorialbrigade aufgestellt. die aus sechs Bataillonen bestand, lauter Männer von vierzig Jahren und darüber. aus der Gegend von St. Pölten und Linz. Handwerker und Bauern. Einer der ersten, die später den Heldentod fanden, war der General selber.

Am 23. Oktober wurde die Brigade, die damals in Budapest stand, alarmiert und ging über den Uzsoker Paß in die Gegend von Turka ab. Alle, die damals schon im Felde standen, wissen es, daß die Kämpfe der Gegenwart im Vergleich zu denen jener scheinbar schon so weit zurückliegenden Zeit, schier ein Leichtes sind Heute, wo die Infanterie sich überall, wo es nottut, in sicheren Unterständen einbaut, stets von starken Artillerietkräften unterstützt wird, wo überall Nachschub und Verpflegung bis ins kleinste Detail klappen, wo jeder Mann so gut bekleidet und bewaffnet ist, wie nur irgend denkbar. Damals aber war die Zeit der Improvisationen und die Landstürmer lebten buchstäblich von der Hand in den Mund. Gegen Ende Oktober wurden sie der Gruppe Hofmann zugeteilt und griffen zuerst hinter Skole in die Karpathenkämpfe ein.

Als in der ersten Novemberhälfte der allgemeine Rückzug erfolgte, bekam das 33. Bataillon — der Stammkörper des nachherigen „Schützenbataillons Bondi" — den Befehl, den Rückzug zu decken und das Defilee von Swiatostaw zu halten. In Schnee und Regen hatten die Männer bis dahin gefroren, niemals einen Unterstand gehabt und mancheu Braven durch Cholera verloren. Eben damals lag eine Woche hinter ihnen, die sie unter unausgesetzten Plänkeleien und kleineren Gefechten mit den Russen in einer Höhe von 900 Meter zugebracht hatten. Ganz ernst wurde es am 23. November. Die Russen griffen mit großer Uebermacht an und waren bald so nahe, daß man jedes Kommandowort ihrer Offiziere hören konnte. Der Bataillonskommandant Major des Ruhestandes Bodepp wird im rasenden Feuer schwer getroffen — er erlag später seiner Wunde — und während sein Adjutant auf seinen Befehl davoneilt, um den rangältesten Offizier zu verständigen, beugte sich der Stabskorporal über den Major, verbindet ihn und wird sofort auch durch die Brust getroffen. In einem einzigen Zuge fielen unter anderem sämtliche vier Flügelchargen, aber das Landsturmbataillon hielt bis zum Alleräußersten aus. Als es seine Aufgabe erfüllt hatte und den Befehl bekam, sich zurückzuziehen, hatte es sechzig Mann verloren.

In den nun folgenden, wechselnd auf und ab wogenden Karpathenkämpfen fochten die Landstürmer erst am Vereckepaß, dann östlich davon, als die Russen bei Beskid durchbrachen. Bei Abranka, auf tausend Meter Höhe, feierten sie Weihnachten und Neujahr. Sie feierten. Die alternden Männer, von denen viele Weib und Kind, manche Haus und Hof daheim hatten, hockten im Schnee und lehnten sich mit dem Rücken an Baumstämme. Andere Unterstände gab es nicht. Mancher redete halblaut mit sich selber, manchem sah man an, wie ihn der Gedanke an daheim so völlig erfüllte, daß er der bitteren Gegenwart vergaß. Die russische Artillerie feuerte fast ohne Unterlaß. Die Männer hatten sich daran schon so sehr gewöhnt, daß sie es fast nicht mehr merkten. So wurden einmal zwei von ihnen schwer getroffen, während sie eben Briefe in die Heimat schrieben. Aus der Heimat kamen Briefe von Frauen und Kindern, voll Angst und Sorge, Briefe von solchen, die die Schrecken des Elends vor sich sahen, wenn der Vater nicht wiederkehrte. — Es war die schlimmste Zeit für das Reich, Ungarn ernstlich bedroht. Die Landstürmer mußten in mühevollen Märschen fast bis in die Ebene von Munkacs zurück; aber so weit kamen die Russen doch nie. Also ging es wieder vor in die Gegend von Abranka. Ein Offizier bekam in stockfinsterer Nacht den Befehl, dem Bataillon vorauszueilen und im Orte ein Kommando aufzusuchen. Er irrte zwischen den Häusern eine Weile umher und packte schließlich zwei Gestalten, auf die er zwischen den weitverstreuten Hütten stieß, an den Schultern, um nach dem Weg zu fragen. Die beiden waren Russen. Den Ort hielten zur einen Hälfte die Unseren, zur anderen der Feind.

Korporal Längauer erhielt in jener Zeit einmal Befehl, mit sechs Mann die Russen vor einer gesprengten Brücke bei Poljista, von der nur noch einige Balken frei in der Luft hingen, möglichst lange aufzuhalten. Er führte nicht nur diesen Befehl aus, sondern fing auch noch mehrere Russen ab, die er dann mit vorgehaltenem Bajonett zwang. auf den herabhängenden Balken hinüber und in die Gefangenschaft zu voltigieren. Die Offiziere waren so gewohnt, daß ihre Leute das Unerhörteste leisteten, daß sie damals den Korporal nicht einmal zu einer Auszeichnung vorschlugen. Er hat sich später doch noch die große silberne Tapferkeitsmedaille geholt.

Im Januar wurde das 33. Bataillon, damals noch ungefähr 400 Mann, durch die Reste des 6. Bataillons verstärkt und bald darauf dem Kommando des Hauptmanns Bondi unterstellt, dessen Namen das kombinierte Bataillon fortan führte. Im tiefen Schnee begann am 24. Januar 1915 abermals der Vormarsch, um das Latorczatal von den Russen zu säubern und den Uebergang über die Latorcza zu erzwingen. Das Bataillon sollte Zbenyowa nehmen. Vom langen Marsch im Schnee waren die Landsturmmänner so vollkommen erschöpft, daß zwei Drittel von ihnen zurückblieben. Sie nächtigten, kaum fähig ein Glied zu rühren, im winterlichen Walde und fingen doch eine russische

Patrouille von acht Mann, ohne daß ein Schuß abgefeuert wurde. Im Morgengrauen nahmen dann die paar Mann richtig den Ort und fingen wieder sechzig Russen.

Einen Tag lang gönnten sie sich in dem eroberten Orte Ruhe. Brachen um 4 Uhr morgens auf und marschierten über die weglosen Berge durch den tiefen Schnee, während rundum noch gekämpft wurde, bis zur nächsten Mitternacht. Man muß sich nur immer vergegenwärtigen, daß das Landstürmer waren, keiner unter ihnen mehr jung, keiner mehr recht widerstandsfähig, alle geschwächt durch die vorhergegangenen Strapazen! Einige erfroren auf diesem Marsche. Dann gings wieder auf den Hauptkamm der Karpathen und auf den Vereckepaß. In Lazarpotok sollte ihnen als Korpsreserve die mehr als wohlverdiente Rast gegönnt sein. Es kam anders. Um 1 Uhr nachts wurden sie alarmiert und mußten wieder marschieren, denn der Beskidpaß sollte forciert werden Es war grimmig kalt. Die Russen wichen über den Beskid. So mußte das Bataillon wieder weiter und kam um 9 Uhr abends schon im Abstiege auf der galizischen Seite nach Oporzec aber noch lange nicht zur Ruhe, denn es galt, den Russen auf den Fersen zu bleiben, die sich gegen Lawoczne zurückgezogen hatten. Seit 1 Uhr morgens waren die Landstürmer auf den Beinen und doch wateten sie wieder die ganze Nacht durch den Bergschnee weiter und besetzten am Morgen Lawoczne, von wo die Russen eben eilig abgezogen waren. Am nächsten Tag ging es wieder auf die Berge.

Zunächst mußten die Russen aus dem Orte Slawsko im Opertale hinausgeworfen werden.

Ich traf einen Schlosser der Hainburger Tabakfabrik, einen alten, kränklich aussehenden Mann, der alle jene Kämpfe mitgemacht hatte. Er erzählte mir, wie man damals in kleinen Trupps die Wälder abstreifte und wie immer wieder hinter irgendeinem Busch, wie aus dem Boden herausgewachsen, Russen auftauchten. Auf keiner Seite hatte man mehr Zeit zum Schießen. Einer sprang dem andern an die Gurgel. Wer flinker war und sich besser rühren konnte, kriegte den andern unter. Derselbe Mann erzählte mir auch, wie ihm einmal ein Granatensprengstück ein Stück Fleisch aus der Hüfte riß. Er kam als Rekonvaleszent nach Wien. Er sehnte sich nach Weib und Kind und bat den Arzt um Urlaub nach Hainburg. Der Arzt hatte strenge Vorschrift und durfte ihn nicht entlassen. „Herr Doktor, ob Sie mir's erlauben oder nicht — ich fahr' morgen nach Hainburg!" Da gab ihm der Doktor auf eigene Verantwortung auf vierundzwanzig Stunden frei Urlaub und nahm ihm das Wort ab, daß er nicht länger ausbleiben werde. Der Mann umarmte daheim rasch die Seinen und meldete sich pünktlich wieder. Aber nun litt es ihn nicht mehr im Spital, so nahe von daheim und ehe noch seine Wunde recht verheilt war, meldete er sich selbst wieder ins Feld. Nun gehört er zu jenen Braven, die FML. Hofmann zu stillerer Arbeit in sein Stabsquartier genommen hat. Aber der Mann glaubt noch immer sich entschuldigen zu müssen. „Wenn man so viel durchgemacht hat, wie wir, dann darf man wohl doch wieder zum Handwerk zurückkehren." Er sieht voll Hoffnung in die Zukunft. „Der Staat zahlt ja weniger, als ich privat verdienen könnt', denn ich bin ja keiner von den schlechtesten Arbeitern. Aber ich hab' jetzt achtzehn Dienstjahr und wenn ich fünfunddreißig hab' bekomm, ich meine achtzig Kronen Pension. Dann hab' ich ja auch Glück gehabt und die beiden silbernen Tapferkeitsmedaillen bekommen, sind auch zweiundzwanzigeinhalb Kronen im Monat. Also das geht schon ganz gut." Solcher Art sind die Männer, die das Reich vor dem russischen Einbruch gerettet haben. Schon im Vorjahre, in den Karpathen, sagte mir Exzellenz Hofmann, daß man eigentlich jeden Einzelnen in Gold fassen müßte. Aber das wäre ja immer noch viel zu wenig.

Damals nun, gerade vor einem Jahr, wurde das Bataillon Bondi auf die Höhe Kiczerke geschickt, um dort eine deutsche Truppenabteilung zu verstärken. Die Deutschen — es waren noch siebzig Mann übrig geblieben — hatten alle Offiziere verloren und standen unter dem Kommando des zweiten Feldwebels. Diese siebzig hatten 102 Russen gefangen und dreißig Mann mit dem Kolben niedergehauen Im russischen Schützengraben saß der Telephonist, die Hörmuschel noch um den zertrümmerten Schädel geschnallt.

Am 15. Februar erhielt das Schützenbataillon Bondi den Befehl, die bewaldeten Höhen von Serednya zu stürmen. Andere Truppenteile hatten es vorher dreimal versucht und waren zurückgeschlagen worden Oberleutnant H., der das Terrain noch nachts vorher erkundet hatte, suchte zum Sturm eine Mulde aus, knapp unter den teilweise eingedeckten Gräben der Russen; sie lag so, daß er hoffen konnte, die Russen würden seine Leute beim Angriff überschießen. Das Wagnis gelang über Erwarten gut. Die Höhe wurde genommen, über hundert Russen wurden gefangen und das Bataillon verlor fünf Mann, unter ihnen nur einen tödlich Verwundeten.

Aber die Kämpfe um die Karpathenkämme hinter Slawsko gingen weiter. Das Schützenbataillon Bondi hatte in der Folge die 1151 Meter hohe Tatarowka zu verteidigen. Drei heftige russische Angriffe, in denen es immer wieder zum Handgemenge kam, wurden mit letzter Kraft abgewiesen. Damals wandten die Russen zum erstenmal Handgranaten an, Tag und Nacht gab's Kämpfe, Mann und Offiziere waren der Erschöpfung nahe. Acht Offiziere einschließlich des Kommandanten hatte das Bataillon noch. Nach dem erneuten Sturm am Morgen des 23. Februar waren es nur noch fünf. Auch der Wiener akademische Maler Gustav Lang lag unter den Toten. Den Russen glückte es, die Kuppe des Tatarowka teilweise zu besetzen, aber weiter kamen sie um keinen Schritt. Ein Bataillon wurde Hauptmann Bondi zu Hilfe geschickt, und ehe der Abend kam, war auch die Bergkuppe wieder zur Gänze zurückerobert. Um jeden Baum war gekämpft worden. Hinter einem stand ein finnischer Schütze und schoß hintereinander vier Mann der Unsern, die einen verwundeten Kameraden bergen wollten, ab. Bis es einem Offizier gelang, die eigenen Leute zu rächen und den Finnen zu Tode zu treffen. Schon am nächsten Morgen griffen die Russen wieder mit 1500 Mann an. Achthundert davon mit zwei Offizieren wurden gefangen, die übrigen zersprengt. Ein deutsches Regiment übernahm dann die Stellung, die das Landsturmbataillon — wenn auch unter schweren Verlusten — gegen einen vielfach überlegenen Gegner so todesmutig behauptet hatte! Die nachfolgende vierzehntägige Retablierung war wohlverdient. Das Häuflein war inzwischen recht klein geworden. Wie viele waren vor dem Feinde gefallen, krank geworden, an Erschöpfung gestorben! So wurde das Bataillon wieder durch die Reste zweier Landsturmbataillone und durch je eine Tiroler und Wiener Landsturmkompagnie ergänzt und erhielt den Namen „Schützenbataillon". Die Tiroler hatten Meisterschützen in ihren Reihen. „Die Tiroler haben ja ihre Schützenkompagnien," sagte mein Hainburger Schlosser, „bei uns hat's ja im Frieden so was nicht gegeben." Das Bataillon hatte dann längerer Zeit hindurch leichtere Arbeit. Es zog als Vorhut der durch das Opertal vordringenden Kolonne als erste österreichische Truppe am 13. Mai wieder in Swiatosłow ein, nachdem es den Ort genau ein halbes Jahr früher als letzte Nachhut verlassen hatte.

Inzwischen war der große Durchbruch bei Gorlice erfolgt. Mit dem siegreichen Korps rückte auch das Schützenbataillon Bondi immer weiter nach Galizien vor und vergoß viel Blut in den wechselvollen Kämpfen. Schließlich standen noch hundertundvierzig in der Front. Wie ein Vater seine Kinder, so nahm Feldmarschalleutnant Hofmann diese Braven seiner Braven nun zu sich.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

NEUES WIENER JOURNAL

Nr.: 8.040 TAG: 18.3.1916, 6f

Bittner, Georg

Bei den Höhlenbewohnern.

Ein russischer General. — Ein Geschäft. — Die Musik im Kriege. — Meisterschüsse der Artillerie.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Georg Bittner.)

Zu den Eigentümlichkeiten dieses Weltkrieges gehört es auch, daß jeder Gegner von anderen so ziemlich alles weiß, was nur irgendwie wissenswert ist. Ueberraschungen sind nur im Detail möglich. Wenn man an der Front sieht, wie einer dem anderen mit Ferngläsern von vierzigfacher Vergrößerung, mit den photographischen Apparaten der Flieger und schließlich mit Zuhilfenahme von Gefangenenaussagen — um einen beliebten Ausdruck zu gebrauchen — „bis in den Magen hineinschaut", so wächst der Respekt von der Genieleistung des Durchbruches bei Gorlice ins Ungemessene, von dessen Vorbereitungen die Russen erst vier Tage vor dem großen Schlag erfuhren. Im allgemeinen gibt es keinen höheren Kommandanten, der seinen Gegner nicht bis in alle Winkel seines Charakters kennen würde. Da steht zum Beispiel unserem Feldmarschalleutnant Hofmann der russische General Brinken gegenüber. Ein Mann deutscher Abstammung, wie so viele hohe russische Militärs, von bedeutenden geistigen und militärischen Qualitäten. Seine unerschütterliche Seelenruhe hat zum Fundament eine Art des Skeptizismus, die nach mitteleuropäischem Geschmack viel zu hart an Zynismus grenzt. Nach außenhin tut er, als wäre sein Jagdhund ihm das Wichtigste auf der Welt. Wenn ihn ein Gedanke intensiv beschäftigt, pflegt er rastlos um seinen Arbeitstisch herumzugehen, dann und wann ein paar Worte mit sich selber redend. Dann kommt es wohl auch vor, daß er in sich hineinlächelnd einen Knittelvers von sich gibt. So hat er einmal bei einer dieser Zimmerpromenaden vor sich hingemurmelt:

Warschau gefallen, Iwangorod genommen,
Germani bald nach Petersburg kommen!

Es ist gar kein Zweifel, daß die Russen über uns kaum schlechter orientiert sind, als wir über sie. In den letzten Tagen wurden wiederholt Vorpostengefechte und kleinere Affären an der ostgalizischen Front gemeldet. Aus diesen tastenden Vorstößen der Russen ging ganz genau hervor, daß sie jene Frontteile, deren Befestigung bereits am weitesten gediehen war, genau kennen und zu meiden wissen. Sie kennen den gediegenen und erfahrenen Generalmajor B., der aus dem Ruhestande wieder zu den Waffen eilte, und nun bei jedem Wetter und zu jeder Stunde bei seinen Truppen ist, deren Stellungen ich schon schilderte.

Sie wissen auch sehr genau, wo sie in Oberst B., einen der Neuschöpfer unserer Artilleriewaffe, einen Meister aller artilleristischen Künste vor sich haben und hüten sich vor ihm, wie vor der Hölle, seit sie die mehrfachen Ueberraschungen erlebt, die er ihnen zu bereiten weiß. Die Stellungen seiner Truppen sind nicht nur stark, sondern geradezu geistvoll, in jeder Schanze steckt eine besondere Idee und die Führung jedes Drahtverhaues ist von irgendeinem überraschenden Gedanken geleitet. Sein Stolz sind die Minenwerfer, von denen noch erzählt werden soll und der schlagendste Beweis dafür ist der folgende Brief, den der Oberst eines Tages aus den russischen Schützengräben erhielt:

„Hochverehrter Herr Oberst! Bitte, lassen Sie nicht mehr mit den großen Bomben schießen. Wenn es finster wird, wird ein Geschäft zu machen sein."

In der Nacht kamen dann auch richtig Russen herüber.

Der oberste Grundsatz der Kriegführung, dem in weitestmöglichem Maße auch hier entsprochen wird, ist die tunlichste Schonung der Kampftruppe. Jeder Mann soll so gesichert und so erträglich leben können, wie nur irgend möglich. Ich sah ein oberunaarisches Jägerbataillon, das jetzt kaum zwanzig Kilometer hinter seiner letzten galizischen Friedensgarnison kämpft. Die Mannschaft wohnte in unterirdischen Sälen. Die Offiziere, zum größten Teile Oesterreicher, wie denn überhaupt die Scheidungen zwischen den Reichsstellen und Nationen sich immer mehr verwischen, hatten in die Erde einen hübschen Kaminoraum eingegraben. Im Käfig an der Wand sangen einige Vögel die halberstarrt vor den Drahtverhauen gefunden worden waren. Eine Zigeunermusik, aus der Mannschaft gebildet, spielte auf.

Die Musik im Kriege darf nicht vergessen werden. Je länger der Feldzug dauert, desto mehr ist bei unseren vielen tief musikalischen Volksstämmen ein wahrer Musikhunger zu erkennen. Exzellenz Hofmann schickt, wo es nur möglich ist, Regimentsmusiken an die Front. Ein russischer Gefangener erzählte kürzlich, wie ein ganzes russisches Lager lautlos dalag und gespannt auf die Musik lauschte, die aus unseren vordersten Gräben hinübertönte. Nur ein offenbar gänzlich amusischer finnischer Schütze stand auf und schoß hinüber. Worauf ihn aber sein eigener Offizier beim Kragen packte, ihm rechts und links ein paar Ohrfeigen versetzte und ihn anbrüllte: „Schieß nicht, du Esel, wenn die Oesterreicher so schön spielen!" Keine Batterie rückt ohne Grammophon aus. Beim Kommando B — wenn abends die Lampen angezündet werden, müssen die Fenster verhängt werden, weil sonst die Russen hereinschießen — singt allabendlich Burrian das Liebeslied aus der „Walküre", und Slezak (wirklich mitten im Frost, den der Ofen nie ganz aus dem Zimmer vertreibt) „Am stillen Herd zur Winterszeit". Ein lebhafter Grammophonplatten-Tauschverkehr besteht mit allen im Umkreise stehenden Batterien. Musikdirektor des Korps ist ein Budapester Violinvirtuose, Reserveleutnant Loblowitz. Er hat sich als Fähnrich die kleine silberne Tapferkeitsmedaille erkämpft und seine Musikanten aus Frontdienst-Mindertauglichen zusammengesucht. Jetzt wird schon klassische Musik gespielt. Geigen, Flöten, Trommel und Trompeten sind meist alten Landstürmern anvertraut. Einer unter ihnen, auch längst mit der silbernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet, ist der Volkssänger Mattauschek aus dem Liebhartstal. Man sieht seltsam, höchst unvorschriftsmäßig weich schimmernde Augen, wenn er aufsteht und das neue Wiener Lied vom „guten, alten Herrn in Schönbrunn" singt. — —

Der Stellungskampf an der Strypa macht jedes Materialstück, das zum Stellungsausbau verwendet werden könnte, für die Truppen zu einem Wertgegenstande. In diesem melancholischen, welligen Hügelland, das zwischen den Stellungen liegt, stand ein Dörfchen und nicht weit davon war im Felde eine Dreschmaschine vergessen worden. Täglich kamen unsere und russische Patrouillen zu den Häusern und zur Maschine und rauften um Bretter, Schindeln, Ziegeln und Eisenstücke.

Die russischen Kommandanten erfreuen sich natürlich der liebevollen Aufmerksamkeit unserer Artillerie. Von einem Gefechtsstand aus war durch das Fernglas der feindliche Artilleriebeobachter deutlich zu sehen, und die Feldwachen des Feindes gehen förmlich vor dem Glase auf und ab; unsere vorgeschobenen Stützpunkte sind nicht weiter als tausend Schritte von ihnen entfernt. Drüben am Ortsrande ein Bauernhaus, an dessen weißer Wand zwischen Tür und Fenster ein schwarzer Fleck sitzt. Es ist ein Loch, das eine unserer Granaten in die Mauer und hoffentlich auch tief in das russische Kommando bohrte, das sich dort festgesetzt hatte. Ueberall wird drüben gearbeitet, geschaufelt und gegraben. Jeder Erdbrocken, der aus den Gräben herausfliegt, ist durch das Glas zu sehen. Die Russen haben sich mit der Arbeit Zeit gelassen, sind mit dem Ausbau der Stellungen noch lange nicht so weit wie die Unseren, leiden unter Frost und Wind und beeilen sich deshalb.

-/.

Etwas weiter rückwärts liegt neben einem Hause ein lichtgelber Haufen auf der Erde, der Fesselballon eines feindlichen Divisionsstabes. Man lebte dort still, zufrieden und unbesorgt. Es wurde exerziert, als läge das Land in tiefstem Frieden, und an klaren Tagen stieg der Fesselballon in die Luft. Eines Tages aber kam an unsere Front eine Kanonenbatterie, von deren Portée die Russen sich nichts hatten träumen lassen. Ihr erster Schuß schlug so knapp neben dem Fesselballon ein, daß er vom Luftdruck gedreht wurde. Die russischen Infanteristen, die dort gerade wieder exerziert hatten, rannten zurück, was sie nur konnten. Sie fanden aber im Dorf eine wenig liebevolle Aufnahme. Durch das vierzigfache Fernrohr sah man von den Beobachtungsständen unserer Batterien aus, wie Kosaken aus den Häusern hervorkamen und die Infanteristen zum Ballon zurücktrieben, der nun ins Dorf geschleppt wurde. Fünf Tage lang war er krank und reparaturbedürftig. Als er wieder aufsteigen wollte, bekam er wieder einige Schüsse unserer Batterie, wurde dann endgültig weiter zurückgeschleppt, traut sich aber seither auch dort nicht mehr in die Höhe. Mit ihm verschwanden auch zwei feindliche Batterien von der Bildfläche. Kurz darauf wurde durch unsere ausgezeichneten weittragenden Geschütze auch eine Kosakendivision verjagt, die sich so sicher gefühlt hatte, daß sie vor ihren Häusern Reitschule hielt. In einer Mulde, in der sich die Besatzung unerreichbar geglaubt hatte, entstand unter den feindlichen Infanteristen eine regelrechte Rauferei, als die ersten Granaten der neuen Geschütze daherkamen. Sie hieben mit Kolben aufeinander los, weil jeder zuerst in den Unterstand kriechen wollte.

Solche Szenen, die dem Beobachter durch das Fernglas enthüllt werden, sind böse Anzeichen einer gänzlich mangelhaften Fürsorge für den Soldaten, wie sie auf Grund der Erfahrung eines eineinhalbjährigen Krieges nicht mehr vorkommen sollten. Ich sah unsere Offiziere in den Stellungen, die kilometerlange Festungen sind, und hörte sie immer wieder die Soldaten für alle nur ausdenkbaren Fälle belehren. Da standen irgendwo in einem Winkel des Grabens versteckt zwei Kanonen unter dem Kommando eines Fähnrichs. Der Oberst schärfte dem Fähnrich, und sicherlich nicht zum erstenmal, ein, was zu tun sei, wenn der Feind stürmen sollte. Im allerletzten Augenblick schießen, den Gegner ganz nahe herankommen lassen. Und doch glaubt der Oberst nicht daran, daß die Russen je so weit kommen werden. Weiter vorne zeigte er mir seinen Liebling, einen Minenwerfer. Die kleine Kanone sieht so primitiv aus, wie die uralten Geschütze im Heeresmuseum. Aber der Krieg kehrt überall zum Primitiven zurück. Zu den ursprünglichsten Gefühlen, wie zu Waffen, die längst begraben schienen.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

NEUES WIENER JOURNAL

Nr.: 8.040 TAG: 18. 3. 1916, 3

Bittner Georg

An der Strypafront.

Lemberg. — Galizische Bauern. — Der große russische Durchbruchsversuch. — Im Schneesturm

(Von unserem Kriegsberichterstatter. Georg Bittner.)

Wieder in Ostgalizien. Ortsbegriffe, die uns vor einem Jahr noch fern schienen, haben nun in russischer Vorstellung abermals selbstverständliches Heimatsrecht erhalten.

Lemberg liegt noch in morgendlichem Dunkel. Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett patrouillieren in den Straßen. Von allen Seiten, aus den vielen Kasernen, tönt der Hornruf der Tagwache. Die Stadt trägt, wie die ganze Welt, ihr Soldatenkleid, aber die Aufgeregtheit der Bevölkerung, die nach der Russeninvasion noch anhielt, ist nun doch verflogen. Gelitten hat die Stadt nur dort, wo sich die Russen an jemandem rächen wollten. Der Korpskommandant, zu dessen Truppen ich reise, Feldmarschalleutnant Peter Hofmann, war zu Beginn des Krieges Militärkommandant von Lemberg und mußte schon damals alle politischen Treibereien, die aus Rußland herüberreichten, mit eiserner Strenge niederhalten. Dafür rächten sich die Russen an ihm, indem sie seine Wohnung als einzige unter allen Lemberger Generalswohnungen verwüsteten und ausraubten. Der Exzellenzherr und seine Gemahlin stammen aus Wiener Patrizierfamilien, in denen Kunstschätze vom Ahnen auf Kinder und Kindeskinder übergegangen waren. So hingen in der Wohnung des Generals Werke, vielfach Familienbilder, von den besten Meistern Wiens aus der Frühzeit des XIX. Jahrhunderts, Eybl, Waldmüller, Danhauser. Dies alles nun vernichtet oder in verständnislosen Asiatenhänden.

Die Fahrt geht nach Osten aus der Stadt hinaus, vorbei an Przemyslany, dessen Boden mit dem Blute einer der ersten größten Schlachten dieses Krieges getränkt ist, aus dessen Boden nun die Kreuze der Soldatengräber sprießen. Weite Strecken des Landes sind wieder von der Saatschar aufgerissen, andere liegen noch brach. Vielleicht daß die Bauern noch die Angst des Krieges fernhält, wahrscheinlicher aber ist es der Kriegsdienst oder der Tod. In einer Bahnstation, schon etwas näher an der Front, steht ebenso wie im vorigen Winter hoch oben in den Waldkarpathen ein hübscher Holzbau, in dem die Damen der Heidelberger Labestation ihren Dienst tun, nun schon anderthalb Jahre der deutschen Heimat ferne und noch immer voll Liebenswürdigkeit und Anmut.

Der Standort des Korpskommandos Hofmann ist ein kleines Nest mit ungefähr 5000 Einwohnern. Niedrige, ärmliche Häuser, darunter nur einige villenartige. Tag und Nacht fahren die Trains durch die Straße, denn nicht nur Proviant und Munition, jedes Stück Holz und jeder Bund Stroh muß den Truppen nachgeschafft werden. Das ostgalizische Land da vorn ist rattenkahl, ausgesogen vom Krieg, der es seit den letzten Julitagen des Jahres 1914 nicht mehr verlassen hat. Wieder mußten in den letzten Wochen ein paar Dörfer evakuiert werden, weil sie mitten in der Kampffront lagen, und dann sind ihre Hütten rasch unbewohnbar geworden. Der Soldat, dessen Schützengraben vor diesen Dörfern liegt, kann nicht anders — er muß sich Stroh, Bretter, Türen, Fensterscheiben aus den Häusern holen, und so bleiben bald nur mehr die vier nackten Lehmmauern stehen. Die Bauersleute, die in weiter rückwärts gelegene Dörfer gebracht wurden, dürfen an einem Tag in der Woche auf den eigenen Grund und Boden zurückkehren. Das Los dieser Leute, die das Heimatsdorf lassen mußten und die nur zu oft, wenn sie wiederkehren, statt ihrer Hütte einen schwarzen Brandfleck auf dem Boden finden, scheint dennoch weitaus bitterer, als es vielfach in Wirklichkeit ist. Diesen Polen und Ruthenen, der allerärmsten Bevölkerung, die wir im ganzen Reiche haben, hat nämlich der Krieg etwas gebracht, was sie früher kaum vom Hörensagen kannten — Bargeld. Dieser langhaarige ruthenische Bauer, der im langen, braunen Pelzrock, die Fellmütze fast bis über die Augen gedrückt, auf seinem wackligen Wagen, vor den zwei katzenartige Pferde gespannt sind, in der Trainkolonne fährt, bekommt täglich neun Kronen bar auf die Hand ausbezahlt. Eine Geldsumme, die er früher vielleicht jahrüber nicht zu Gesicht bekam. Vor der Tür des Stationskommandos drängen sich den ganzen Tag über gesund und rotwangig aussehende Bauernweiber. Nach der Wiedereroberung des Landes bekamen sie dort die Erhaltungsgebühren für die ganze Zeit der russischen Invasion ausbezahlt, manche von ihnen an die tausend Kronen, viel, viel mehr Geld, als all das wert war, was sie durch den Krieg verloren haben konnten. Es ist wahr, und mit keinem Worte soll versucht werden, die Schwere dieser Bitternis zu verwischen, daß die Leute vielfach alles verloren haben, was ihr bisheriges Leben ausmachte, aber schon jetzt, ehe noch an den eigentlichen Ersatz des Verlorenen und Verwüsteten gegangen wurde, bietet ihnen der Krieg die Mittel zum künftigen Wiederaufbau.

Am schlimmsten sehen die Orte aus, um deren Besitz sich langwierige Kämpfe entspannen. Ich sah Siemikowce am Ostufer der Strypa, oder vielmehr den Fleck, auf dem der Ort einst stand. Exzellenz Hofmann fuhr hinaus, um die Befestigungsarbeiten in seinen vordersten Stellungen zu inspizieren, und hatte die Freundlichkeit, mich mitzunehmen.

Siemikowce war das Zentrum des großen Durchbruchsversuches der Russen in den ersten Novembertagen gewesen. Wie der Winterfrost die Wölfe in die Ortschaften treibt, so hatte er die Russen vom östlichen Strypaufer auf das westliche herübergetrieben. Denn drüben ist auf einer kilometerweiten welligen Ebene kein Haus und kein Hof. Es blieb ihnen nur die Wahl, entweder noch weiter zurückzugehen oder sich nach vorne durchzuschlagen. Das versuchten sie; erst um die Mitte Oktober bei Burkanow, und vierzehn Tage später ebenso vergeblich weiter nördlich bei Siemikowce. Vor dem Ort und nördlich davon dehnt sich vier Kilometer weit ein Teich, der an seiner breitesten Stelle ungefähr einen Kilometer breit ist. Nach furchtbarem Trommelfeuer gelang es den Russen am 31. Oktober nördlich der Kirche des Ortes in die eigenen Stellungen einzudringen, und es drohte dem ganzen Korps Hofmann die Gefahr, aufgerollt zu werden. Die Truppen mußten vorübergehend teilweise zurückgenommen werden. Jedoch im Laufe des 1. November gelang es wieder, die Russen bis an den Westrand des Ortes zurückzuwerfen, und am nächsten Tage begannen österreichisch-ungarische und deutsche Truppen, den Ort zu stürmen. Die Kämpfe begannen um 3 Uhr früh. Regen und Nebel verfinsterten die Nacht noch mehr. Der Ostrand des Ortes, aber nur südlich von der Kirche, konnte genommen und auch am folgenden Tage gehalten werden, obwohl die Russen inzwischen im Schutze des Nebels bedeutende Verstärkungen herangezogen hatten. Drei Tage lang — auch noch am 4. November — kämpfte zwischen den Häusern des Dorfes Mann gegen den Mann. Unsere 30·5-Mörser begannen den Ort zu beschießen und immer wieder stürmten am 4. deutsche Grenadiere, österreichische Landwehr und Honveds ohne jede Scheidung der Truppenkörper den Ort, in den sie dann gegen Abend eindrangen. Damit war der Kampf entschieden. Die Russen waren auf Pontons ans Ostufer des Teiches zurückgerudert; was sich zuletzt noch in einem Wäldchen gehalten hatte — ungefähr 1600 Mann —, wurde abgefangen. Wohl hatten die Unseren schwere Verluste erlitten. Aber die Russen hatten fast 15.000 Mann — nahezu die Hälfte der angesetzten Kräfte — verloren.

Das östliche Ufer, auf dem sich die Russen nun festgesetzt hatten, fällt steil zum Teiche ab und überhöht das Ufer auf dem

/.

unsere Truppen lagen. Es war noch immer eine unangenehme Situation. Da kam den Unseren ein zweitägiger Schneesturm, wie er in diesen Gegenden noch nie gewütet hatte zu Hilfe. Die Leute arbeiteten an der Freihaltung der Schützengräben, bis sie vor Ermattung umfielen. Ein einziger Windstoß füllte die Gräben bis zum Rande wieder an. Der Schnee riß die Telegraphendrähte ab und machte die Straßen unpassierbar. Zwei Tage lang hatten die höheren Kommanden keine Verbindung mit den Truppen, denen weder Proviant, noch Munition nachgeschafft werden konnte. Ein paar Weiber, die in die Dörfer hinter der Front gekommen waren, um nach ihren Häusern zu sehen, fand man später tot im Schnee. Unsere Soldaten überstanden die Wetterkatastrophe verhältnismäßig gut, denn sie fanden doch einigen Schutz in den nahen Dörfern und lebten von den Reserverationen. Uebel aber erging es drüben den Russen. Ihre Gräben waren dem Sturm noch mehr ausgesetzt als die unseren, boten weniger Schutz und weit und breit war kein Dach. Sie sollen im Schneesturm vor der Front des Korps Hofmann allein an achthundert Mann verloren haben. Nachdem das Unwetter vergangen war, gab ihnen unsere Artillerie Tag und Nacht keine Ruhe, und so blieb den Russen nichts übrig, als auch das Ostufer des Teiches und des Flusses zu räumen und ihre Front weiter nach Osten zurückzunehmen.

Seither ist das östliche Strufer überall in den Händen der Unsern. Gegen Ende Dezember versuchten die Russen nochmals, sich vorzuschieben, griffen das Korps Hofmann am 29. Dezember an und ließen vor den Stellungen zweier Infanterieregimenter des Korps 1500 bis 1800 Tote liegen. Als sie in der ersten Januarhälfte die bessarabische Front angriffen, dehnten sie ihre Stürme auch auf den rechten Flügel des Korps aus und wurden hier ebenso wie überall abgeschlagen.

Von dem Orte Siemikowce ist nichts übrig geblieben als ein Bildstock. Ein Heiliger in blauem Mantel unter säulengetragenem Dach. Vom Meierhof und dem Herrenhaus, vom Wäldchen, um das so furchtbar gekämpft wurde, nicht mehr die leiseste Spur. Irgendwo liegen noch ein paar Kesselröhren als letzte Ueberreste der Branntweinbrennerei umher. Die Deutschen haben ihren Toten einen hübschen Gedenkstein gesetzt. Auch unseren Helden ersteht dort, wo einst das Dorf stand, ein Denkmal.

Ueber die klingende, spiegelnde Eisfläche des Teiches fahren nun die Trains zu unseren Truppen hinüber. Neben den Mannschaftsunterkünften sind dort zwei Badstuben, in denen erbeutete russische Pontons nun als Riesenbadewannen dienen, daran schließt sich eine Erdhöhle, in der ein Raseur arbeitet und weiter liegen die sehr wohnlich eingerichteten Offiziersunterkünfte. Breit und tief dehnen sich davor die Schützengräben, von tiefen Erdhöhlen für den Fall einer Artilleriebeschießung unterbrochen. Weit hinaus ziehen sich die Drahtverhaue.

Kalter Nebel lag über dem Lande, so daß es unmöglich war, etwas vom Russen zu sehen, der dort drüben liegt, und über das unwirtliche Land nicht wieder herüberkommen will.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Jacobs - Scharnhorst

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 84 TAG: 24.3.1916, 2

Das Geheimnis der „Möwe".

Mitteilungen des Grafen Dohna.

Berlin, 23. März.

Der „Berliner Lokalanzeiger" veröffentlicht eine Unterredung mit dem Grafen Dohna, dem ruhmreichen Führer des Kreuzers „Möwe", über deren verwegene Fahrten, wofür der Kommandant bekanntlich mit dem Orden „Pour le mérite" und die gesamte Mannschaft mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde. Graf Dohna erzählt:

Wir waren in Sicht vor Madeira. Morgens war ein Dampfer versenkt worden. Wenige Stunden darauf kam die „Appam" in Sicht. Es galt nun, zu überlegen, ob sie genommen werden sollte. War das Schiff doch mit Funkentelegraphie ausgestattet, die von unserer Anwesenheit Kunde geben konnte. Außerdem befanden sich aber Passagiere an Bord des Dampfers. Wieder wurde die Kriegsflagge mit dem Signal: „Stoppen Sie sofort!" gesetzt. Und wieder mußte ein Warnungsschuß vor dem Bug abgegeben werden, da der Kapitän sich nicht sofort zum Halten bequemen wollte. Als ich hinter dem Heck des Dampfers herumging, bemerkten wir eine Kanone, die Matrosen der englischen Kriegsmarine soeben auf uns zu richten sich anschickten. Gewehrfeuer verscheuchte sie.

Die Panik an Bord der „Appam" schien anfangs sehr groß, bestürzt eilten die Passagiere, unter denen sich anscheinend viele Frauen befanden, auf dem Deck umher, schnallten sich Schwimmwesten um oder rafften ihre Habe zusammen. Erst allmählich gelang es dem Prisenkommando, das ich hinübergesandt hatte, etwas Beruhigung zu schaffen. Die Wogen der Erregung glätteten sich noch mehr, als den Passagieren mitgeteilt wurde, daß ihr persönliches Eigentum möglichst geschont werden sollte.

Ein besonders schöner Moment war die Befreiung der deutschen Kriegsgefangenen, die sich an Bord befanden. Die armen Kerle trauten kaum ihren Augen, als ihre Kabinen plötzlich geöffnet und sie hierauf auf Deck geführt wurden. Wortlos, gerührt standen sie da. Ich ließ sie an Bord der „Möwe" schaffen und brachte ein Hoch auf den Kaiser aus. Selten ist so jauchzend, so glücklich in diesen Ruf eingestimmt worden.

Auf der „Appam" befanden sich vier englische Offiziere und dreißig Matrosen, die als Kriegsgefangene an Bord in den Heimatshafen mitgenommen wurden. In einem Geldschrank fanden wir auch Goldbarren. Sie waren in kleine Kisten säuberlich verpackt und stammten, wie der Ursprungsstempel bewies, aus den Minen Kaplands und der Goldküste. Sie mußten aus ihrem englischen Gefängnis unter meinen Schreibtisch wandern und sind glücklich in Deutschland angekommen.

An einem der nächsten Tage blühte uns der „Clan Mactavish". Um 3 Uhr 30 Minuten morgens kam seine Rauchfahne in Sicht. Es war ein schnelles, mit Funkentelegraphie ausgestattetes Schiff. Die Verfolgung wurde unverzüglich aufgenommen, aber erst nach Dunkelwerden kam die „Möwe" in die Nähe. „Whatship?" morse ich hinüber. Die peinliche Gegenfrage kommt zurück: „Who are you?" Ich fahre vor seinen Bug, um ihn am Ausknicken zu verhindern. Er dreht ab. „Hier deutscher Kreuzer, stoppen Sie sofort!" Wir liegen parallel zueinander. An dem mächtigen Arbeiten seiner Schrauben sehe ich, daß er volle Fahrt läuft. Trotzdem blinkt er zu uns herüber: „Ich habe gestoppt!" Gleichzeitig wird mir aus der Funkenbude — wir befanden uns zwischen den Kanarischen Inseln und Madeira — die Mitteilung gemacht, daß der Engländer von seiner drahtlosen Telegraphie Gebrauch macht. Ein Warnungsschuß saust ihm vor den Bug. Er bleibt unbeachtet. Jetzt wird Ernst gemacht. Die nächste Granate fährt ihm auf die Brücke. Sie sitzt. Seine Funkentelegraphie schweigt. Hingegen eröffnet auch er jetzt das Feuer auf uns. In geringem Abstande sausen wir in voller Fahrt unter gegenseitiger Beschießung nebeneinander hin. Dann eröffnet die „Möwe" ein Schnellfeuer. Mehrere Treffer werden beobachtet. Jetzt scheint er genug zu haben, und während er morst: „We stopat all" — er meint Maschine, Funkentelegraphie und Feuer — verstummen die Geschütze der „Möwe". Alles weitere spielte sich wie üblich ab. Die Prisenbesatzung ging an Bord, die Mannschaft des feindlichen Schiffes wurde herübergenommen, der Kapitän und zwei Matrosen der englischen Kriegsmarine wurden Kriegsgefangene. Unter der Besatzung des „Clan Mactavish" gab es mehrere Tote und Verwundete.

Wir hatten jetzt ungefähr zweihundert Engländer und über hundert Inder, alles in allem über 500 Menschen, an Bord. Es war die höchste Zeit, die Gefangenen abzuschieben. Sie wurden auf die „Appam" gebracht und Leutnant Berg erhielt den Befehl, das Schiff als deutsche Prise nach Newport News zu bringen. Er hat meinen Befehl in der trefflichsten Weise ausgeführt.

Etwa einen Monat später kreuzten wir wieder in der gleichen Gegend, immer damit beschäftigt, soviel feindliche Schiffe als irgend möglich zu versenken. Eines Abends, es war schon so dunkel, daß die Nationalität

des Schiffes nicht mehr festgestellt werden konnte, kam uns ein Dampfer in den Weg. Der Kapitän, der besonders gerissen sein wollte, gab auf unsere Frage, wer er sei, zuerst einen Namen an, den es in keinem Schiffsregister der Welt gibt. Ich fragte also nochmals und plötzlich hieß er wieder anders. Er erzählte später, daß er in seiner Verwirrung tatsächlich vergaß, welchen Namen er der „Möwe" eigentlich zuerst genannt hatte. Es war ja übrigens auch gleichgültig, unter welchem Namen das Schiff versenkt wurde.

Besonders traurig war es, daß wir einen Dampfer mit tausend Flaschen Pommery ersäufen mußten, umsomehr, als auch unser Stoff völlig ausgegangen war. Wie und wo wir hinkamen, bleibt vorläufig noch ein Geheimnis der „Möwe". Jedenfalls wurde der schlagende Beweis erbracht, daß die Blockade der deutschen Häfen nur in den Köpfen der Engländer existiert.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Scapinelli, Karl

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 98 TAG: 8.4.1916, 2. Bogen

Nach Albanien.

Von Karl Graf Scapinelli.

Vom Kriegspressequartier genehmigt.

Durch König Nikitas Reich.

Wenn auch der König dieses Landes aus Stein und Schutt nicht mehr bei den Seinen weilt, so ist Montenegro auch in dem Zustand, in dem es sich heute befindet, in gewissem Sinne, sein Reich, denn er, er allein hat es in die Kriege verwickelt, er allein hat es so weit gebracht, daß es nicht nach seinem Willen, wohl aber aus der Not der Verhältnisse heraus sich besiegt erklärte und auf Gnade und Ungnade den Österreichern und Ungarn sich ergab.

Und ehe der Heeresstrom des Siegers durch das karstige Hochland zog, ist der Trauerzug des zerschlagenen und zersprengten Serbenheeres durch dieses seit Jahren ausgesogene Land geeilt. Ein Heeresbrocken auf der Flucht, demoralisiert, geschwächt, verhungert hat es durchzogen, hat den Armen das letzte genommen, hat ihnen Geld dafür hingestreckt, viel Geld, unnützes Geld, das heute jeden Wert verloren....

Und so ging es den Montenegrinern, wie so manchen in der Geschichte, die Fäuste voll Geld, waren sie dem Verhungern nahe. Statt sich die Eingangspforte über den Lovcen aus Österreich offen zu halten, statt sich den wohlhabenden Nachbarn gut gesinnt zu machen, der seit Jahrzehnten alle Einfuhr besorgte, haben sie Krieg angefangen, haben sie sich den dünnen Zufuhrsweg abgeschnitten. In ihrer Torheit standen sie dann oben auf dieser steinernen Hochbrücke, auf dem Lovcen, holten sich noch Franzosen und Italiener mit ihren Geschützen und hofften so, den Weg in ihr gelobtes Traumland, in das Schlaraffenland Österreich-Ungarn, wie sie meinten, zu finden.

Aber es kam anders. Wer, wie ich, nach Albanien strebt, muß just den Weg gehen, den die Truppen der Monarchie vorwärtsstürmend nahmen, den die Montenegriner fliehend zurücklegten, den Weg über die mächtigen Höhen des Lovcenmassivs. Wie er bezwungen wurde und welche schneidigen Heldentaten dabei vollbracht wurden, davon ist kurz nach der Eroberung des Breiten erzählt worden. Vielleicht gibt uns aber eine Reise in und durch das Gebiet erst ein richtiges Bild dieser Gegend.

Hundertmal habe auch ich gelesen von den Steinwüsten Montenegros, hundertmal habe ich sie mir immer noch fruchtbarer vorgestellt, als sie sich uns wirklich zeigen.

Ein warmer Frühlingstag ists, die Bocche liegt im prallen Licht der südlichen Adriasonne, Cattaro liegt winzig im Tal und immer höher steigt das Lastauto, das mich hinaufträgt auf den Lovcen. Noch belebt grüngelbe Wolfsmilch in selten großen Exemplaren blühend das Geröll, noch sieht man die blühenden Obstbäume, die breiten Feigenbäume unten, dann steigt man plötzlich in eine Wolkenschicht, kriecht mühselig fast wie im Dunkel die Serpentinen hinauf, die fort an vielen Stellen wieder gerichtet werden müssen. Denn da der erste Einzug der siegreichen Truppen in Montenegro erfolgte, da der Nachschub für die Bevölkerung Montenegros noch den Weg per Achse hier auf dieser Lovcenstraße gehen mußte, sind jeden Tag 400 Autos den Berg hinaufgekrochen. Zwei Auszüge, die über diesen Berg führen, entlasten schon heute bedeutend diese Bergstraße.

Der Nebel auf den Höhen legt sich schwer um uns. Meer, Bocche, Cattaro alles liegt versteckt unten und noch immer steigen wir, steigen vom Meeresspiegel 1000 Meter! Von den Geröllwänden, auf denen nichts, gar nichts sprießt, leuchten dann und wann weiße Wunden auf, Trichter, Schußsprengungen, kurz Zeichen der letzten Kämpfe.

Nach zweistündiger Fahrt ist man am Sattel und jäh zerreißt Dunkelheit und Nebel, im Sonnenschein liegt die Hochfläche des Lovcen vor einem, unten ein paar armselige, rotbedachte Häuser, Njegusi, König Nikitas Stammdorf. Wir sind in Montenegro, in König Nikitas Reich! Kein größerer Ort, ohne irgend ein Schlößchen oder Haus, das nicht Nikitas oder seinen Söhnen gehört, kein Ort, wo man nicht mindestens zehn alten Männern in der Landestracht begegnet, von denen man nicht zuerst meint, sie wären Nikita selbst....

Die Montenegriner feiern, sie erholen sich vom Krieg. In feldgrau steckt noch fast jeder Mann, jeder Bub, in feldgrau geht er stolz ohne Gruß vorüber, in feldgrau lungert er vor seiner strohgedeckten Hütte. Sie sind sehr stolz auf ihre Soldatenuniformen und wahrscheinlich haben die meisten auch kein anderes Kleid, sie sind sehr stolz und aufrecht, sehr gnädig auch.

Aber die Österreicher und Ungarn lassen sie gewähren, lachen eher über diese Allüren des Besiegten und schauen, möglichst rasch in dieses Land Ordnung und Nahrung zu bringen. Von Aufruhr oder Unzufriedenheit ist keine Rede, im Gegenteil, der große Stolz, das Spazierstöckerl in der Hand, die Ruhe, mit der sie die Sonne genießen, beweisen, daß sie sich sehr wohl fühlen.

Nach Njegusi, dem ersten Dorf, eines der wenigen größeren Dörfer in Montenegro überhaupt, wo sie freilich offiziell alle „Stadt" heißen, steigt der Weg kurze Zeit zur Höhe, dann liegt aber auch im silbergrauen Kranz, weißglatt wie eine Reliefkarte aus Metall in der Sonnenglut das Gebirgsmeer Montenegros vor einem, wie ein Urland, das eben aus dem Brodem des Werdens gestiegen, Wellen, Wogen, steinkulissenartig

1.

ineinander geschoben; immer wieder neu angereiht, bis weit hinein, auf der einen Seite zur Krivoschie, auf der anderen zu den Schneebergketten Albaniens.

Auf Serpentinen gehts zu Tal, Kessel, ganz in grau, tun sich auf, links schimmert das Meer herüber, rechts die Fläche des Skutarisees, dann tauchen beide Wasseraugen unter, da der Weg tiefer fällt, ein paar grüne Flecken mit Steinen begrenzt, werden sichtbar, üppige Felder für die Montenegriner, armselige Flecken mit bißchen Humus für uns. Die kleine Ebene um Cetinje, um Montenegros Hauptstadt mit seinen 6000 Einwohnern, wird sichtbar. Ist es wirklich das berühmte Cetinje, wo so viele fremdländische Gesandten geweilt, woher sich der König von Italien, der Großfürst und Heerführer der Russen seine Braut geholt? Ist dieses Dorf Cetinje?

Und wieder geht es einem wie bei der Steinwüste. Hundertmal hat man gelesen, daß diese Stadt eigentlich nur aus einer Hauptstraße mit einer Reihe ebenerdiger Häuser besteht, und hundertmal hat man sie sich doch größer vorgestellt, hat geglaubt, daß der Erzähler doch übertrieben und wieder stimmt, was hundert vor einem behauptet.

Wir fahren in Cetinje ein! Auf der Straße herrscht ungeheuer reges Leben, meist ist es Bummelleben! Die Herren Montenegriner, ihnen voran ihre Offiziere im feldgrauen Staat ergehen sich am Nachmittag auf dem von ihnen geschaffenen Korso, dazwischen österreichisch ungarische Soldaten, Trainfuhrwerke, Eselkolonnen, ratternde Riesenautos mit Lebensmitteln. Kurz, Cetinje ist äußerst belebt. An den Ecken stehen zu Haufen plaudernde Einwohner, jeder trägt entweder den feldgrauen kleinen Klappdeckel am Kopf oder er hat sich wieder die schwarze Kappe mit dem roten Kopfdeckel aufgesetzt, auf dem die Initialen Nikitas prangt. Er trägt sie stolz, die Kappe, obwohl er auf den, dessen Namenszug sie trägt, gar nicht gut zu sprechen ist. Was man früher leise behauptet, spricht man jetzt laut. Es gab kein Geschäft im Lande, aus dem der schlaue König nicht Gewinn zog. Er vermietete alles an auswärtige Gesellschaften und ließ sich immer selbst das meiste zahlen. So war es mit den Bergwerken, mit dem Hafen von Antivari und mit hundert anderen Sachen und nun hat er sie verlassen, sein Geld mitgenommen und ihnen dafür Papier, viel Papier ohne Deckung zurückgelassen.

Alles lustwandelt, als hätte es gar nichts zu tun, als wären die Österreicher und Ungarn just eben gekommen, nur um ihnen die Arbeit abzunehmen. Da kommen sie daher, feierlich gegrüßt von ihren Bekannten, die Würdenträger und Minister. Es scheint ihrer viele in Cetinje, der Beamten- und Soldatenstadt gegeben zu haben. Wer einen feinen Rock anhat, einen Pelz, ein buntes neueres Kleid, ist hinlänglich verdächtig, schon einmal Minister gewesen zu sein. Und dort kommt sogar ein General, General Stiwowitsch, wie ihn mein Begleiter gleich tauft. Mit roter, dicker Nase, martialischem Bart, gutmütigem Lächeln. General Stiwowitsch ist froh, daß der Krieg aus ist, er raucht behaglich seine Zigarette aus einem viertel Meter langen Zigarettenspitz und trägt sein spanisches Röhrchen als Paradestock mit Eleganz.

Dort am Markt verkauft eine Frau drei Fische, drei ganze Fische, die nicht ein Kilogramm wiegen. Aber man interessiert sich hier für alles, was auf der Straße vorgeht, und daher stehen zwanzig Menschen seit fünf Stunden vor den drei Fischlein und besprechen sich im allgemeinen, über die Fische aus dem Skutarisee. Nebenan in einem Laden hat einer ein bißchen andere Waare aufgespeichert, ein paar Tücher, ein Hemd, drei Mützen; und wieder stehen zwanzig Menschen drumherum, zehn vor dem Laden, drei drinnen, die mit dem Besitzer plaudern, und die anderen feinsäuberlich am Gehweg zerstreut. Nieder wie die Häuser sind die paar Läden, aber gar manchen schmückt in Riesengröße das Schild des königlichen Hoflieferanten.

Bunt ist das Straßenbild und in der Hauptsache auch sehr männlich und dadurch kriegerisch. Frauen huschen nur dann und wann vorbei, tragen schwere Lasten, treiben einen Esel vorüber. In den niederen armseligen Cafés sitzen die Männer, rauchen, reden und trinken türkischen Kaffee aus winzigen Tassen. Links um die Ecke sind ein paar wirkliche einstöckige Häuser, die Ministerien, die Gesandtschaften so groß, wie kleine Familienhäuser in den Vorstädten. Dann nicht weit in einem ganz hübschen Garten das Schloß des Königs. Auf Wunsch des österreichischen Kaisers werden alle Schlösser der Königsfamilie nicht einmal zur Einquartierung hoher Offiziere benützt. So steht es leer und der Haushofmeister Nikitas hat ein übriges getan und einen Zettel am Eingang befestigt, vor dem ein österreichisch-ungarischer Posten steht. „Den k. u. k. Offizieren ist der Besuch des Schlosses von 11 bis 4 Uhr gestattet. Der königliche Hofmarschall."

So besucht man Nikitas Residenz, sieht, daß er ganz behaglich, wenn auch nicht einheitlich geschmackvoll gewohnt, und daß er auch von Kaiser Franz Josefs Hand manches Geschenk erhalten. Selbst in der Geschirrkammer im Stallgebäude findet sich neben ein paar montenegrinischen Geschirren für die Prunkwagen eines aus der Hofstallung in Wien, unter den Goldbeschlägen von ehedem hat man in Silber das eigene Wappen angebracht! Geliehene Geschenke, verauktionierte Würde aus zweiter Hand!

Unweit davon steht der hübsche Bau des Grand Hotels, das auch Besitz des guten Geschäftsmannes Nikita war, der sehr gut wußte, daß hier am Balkan der Europäer für ein leidliches Quartier und Essen gerne gut und teuer bezahlte. Er war der Wirt im Geheimen, sandte täglich seinen Sekretär, um nach dem Rechten zu sehen, und so zahlte jeder Europäer, der irgendwie gut wohnen wollte, dem König des Landes schon seinen Tribut!

Heute amtieren dort österreichisch ungarische Militärbehörden, denn es ist keine kleine Aufgabe für die Monarchie, in dieses Land Ordnung und Nahrung zu bringen. Am liebsten würden sich die Einwohner alles schenken lassen, aber sie werden zu aller Arbeit auch

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TAG:

herangezogen. Mehl wird verteilt und verkauft, auch Brot und der hier begehrte Mais. An bestimmten Tagen geschieht das.

Die Kreisvertreter sind aufgestellt, die Ältesten der Dörfer verhandeln mit ihnen; bald wird auch die schwierigste Frage für Montenegro gelöst sein: die Valutafrage. Für das ganze Papier ist keine Deckung da, darum gilt es bis jetzt gar nichts; Nickel und Silber hat seinen vollen Wert. Die Stadt Cetinje wird eine Anleihe bei der bosnischen Landesbank aufnehmen, und auch dem Lande wird nach Kräften geholfen werden. Neben der Kriegsarbeit ein Stück schwerer Friedensarbeit in einem so armen, so ausgesogenen und verführten Lande, das außerdem den kindischen Glauben hat, jeder aus der Monarchie sei unermeßlich reich und solle ihnen alles so hoch bezahlen, wie es nur irgend wie ginge.

Erfahrene ältere Offiziere, die der Landessprache mächtig sind, haben die Verwaltung übernommen, und dankbar erkennt es die Bevölkerung schon jetzt an, daß die Preise der Lebensmittel gegen die Zeit, da Krieg im Lande war, ganz bedeutend zurückgegangen sind. Wenn sie selbst mitarbeiten wollen, die Cernagorcen, dann wird sich noch mehr, noch viel mehr aus dem Lande und dem Volke machen lassen.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

NEUES WIENER JOURNAL

Nr.: 8060 TAG: 8.4.1916, 5f.

Tandler, Julius

Die Schäden des Krieges.

Vortrag des Dekans der Wiener medizinischen Fakultät Professors Dr. Tandler.

(Originalbericht des „Neuen Wiener Journals".)

Der Dekan der Wiener medizinischen Fakultät Professor Dr. Julius Tandler sprach in der letzten Sitzung der Gesellschaft der Aerzte in Wien über Krieg und Bevölkerung.

Der Gelehrte schilderte vorerst die quantitativen Schädigungen der Bevölkerung durch die Menschenverluste, welche der Krieg bedingt, und ging hierauf auf die qualitativen Verluste der Bevölkerung über. Zu diesen Verlusten gehören vor allem die Invaliden. Die Invalidität, welche entweder chirurgisch oder medizinisch sein kann, hat wenigstens das eine Gute, daß sie nicht vererbbar ist, doch setzt sie die betreffenden Menschen im Kampf ums Dasein herab. Die Kriegsselektion der Individuen bedeutet für die Uebriggebliebenen einen Verzug in der Fortpflanzung der körperlich Schlechteren, daß heißt derjenigen, die nicht zum Kriegsdienst tauglich waren. Unter diesen findet man Personen mit Störungen der Sinnesorgane und mit konstitutionellen Anomalien, welche vererbt werden. Daraus resultiert für die nächste Generation eine weitere Schädigung. Eine Quelle qualitativer Schädigung bildet auch die Verschlechterung der sozialen Verhältnisse, die eine weitgehende Neuschichtung der Bevölkerung mit ihren biologischen Konsequenzen herbeiführt. Die Schadensgutmachung der Kriegsfolgen muß eine quantitative und eine qualitative sein.

Um den Verlust von beispielsweise 300.000 Menschen, welche zum Teil durch Waffen oder Krankheiten zugrunde gegangen sind, zu ersetzen, müßte die jährliche Geburtenzahl um eine Million steigen, da von 400 lebend geborenen Kindern etwa sechzig das reproduktionsfähige Alter erreichen. In Oesterreich wurden im Jahre 1910 mit einer Einwohnerzahl von 28 Millionen Menschen 923.000 Lebendgeburten gezählt. Diese entfallen auf elf Millionen im Reproduktionsalter stehende Individuen. Um die Verluste im Kriege zu ersetzen, müßte die Geburtenzahl besonders steigen. Dann wäre aber nur die Zahl der Menschen vorhanden, nicht aber ihre entsprechende Altersschichte, welche erst in etwa fünfzig Jahren vollzogen wäre, damit sie der alten Struktur der Bevölkerung ähnlich ist. Es ist zu erwarten, daß ein Volk, welches so viele tüchtige Rekruten stellen kann, auch in weitem reproduktionsfähig ist. Von 100 lebend Geborenen werden etwa 60 aufgezogen; wenn es gelingt, 80% aufzuziehen, so hätte man im Jahre einen Ueberschuß von 200.000 reproduziert.

Hier spielt auch die Frage nach der ehelichen und unehelichen Abstammung der Kinder eine Rolle. In Oesterreich gibt es jährlich etwa 120.000 uneheliche Geburten. In Wien betragen die unehelichen Geburten gegen 7000. Bei der Aufzucht spielen auch die Geschlechtskrankheiten eine große Rolle; es ist dringend an der Zeit, daß gegen die Geschlechtskrankheiten energisch eingegriffen werde. Der Gelehrte erwähnt sodann, daß der Kampf ums Dasein nicht auf dem Wege der Wohltätigkeit ausgefochten werden könne; sondern daß hier der Staat eingreifen muß. Es handle sich nicht darum, dem Invaliden einen Posten überhaupt zu verschaffen, sondern darum, ihm eine solche Stelle zu bieten, auf der er mit den anderen Arbeitern konkurrenzfähig bleiben kann.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Planck, Max

NEUES WIENER JOURNAL

Nr.: 8066 TAG: 14.4.1916, 8

Wissenschaft und Vaterlandsliebe.

Eine Erklärung von Max Planck.

Das Rotterdamer „Handelsblad" veröffentlicht, wie wir der „Voss. Ztg." entnehmen, folgende Zuschrift eines der angesehensten Mitglieder der Berliner Gelehrtenwelt des ordentlichen Professors der Physik und ständigen Sekretärs der Berliner Akademie der Wissenschaften Doktor Max Planck vom März dieses Jahres:

Der bekannte Aufruf „An die Kulturwelt", der mit den Unterschriften von 93 deutschen Gelehrten und Künstlern versehen, im August 1914 veröffentlicht wurde, hat durch seine Formulierung, wie ich wiederholt mit Bedauern erfahren habe, zu unzutreffenden Vorstellungen von der Gesinnung seiner Unterzeichner Anlaß gegeben. Nach meiner persönlichen Auffassung, die, wie ich weiß, auch von manchen meiner Kollegen, wie Adolf Harnack, Walter Nernst, Wilhelm Waldeyer, Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorf, im wesentlichen geteilt wird, sollte und konnte jener Aufruf, in dessen Fassung sich die patriotische Erregung der ersten Kriegswochen spiegelt, nichts anderes bedeuten als ein Akt der Abwehr, vor allem der Verteidigung des deutschen Heeres gegen die wider dasselbe erhobenen bitteren Anklagen, und ein ausdrückliches Bekenntnis, daß die deutschen Gelehrten und Künstler ihre Sache nicht trennen wollen von der Sache des deutschen Heeres; denn das deutsche Heer ist nichts anderes als das deutsche Volk in Waffen, und wie alle Berufsstände, so sind auch die Gelehrten und Künstler unzertrennlich mit ihm verbunden. Daß wir freilich nicht für jede einzelne Handlung eines jeden Deutschen, sei es im Kriege, sei es im Frieden, einstehen können, will ich gern noch besonders hervorheben, obwohl ich dies für ebenso selbstverständlich halte, wie, daß wir über die großen Fragen der geschichtlichen Gegenwart nicht schon jetzt im wissenschaftlichen Sinne ein abschließendes Urteil besitzen. An welchen Stellen die erste Verantwortung für das Scheitern der Friedensbemühungen und für alles angerichtete menschliche Leid einmal haften bleiben wird, das kann nur eine spätere allseitige objektive Prüfung entscheiden, deren Ergebnis wir mit ruhigem Gewissen entgegensehen. Für jetzt ist uns Deutschen, solange der Krieg noch währt, nur eine Aufgabe gestellt, dem Vaterlande mit allen Kräften zu dienen. Was ich aber Ihnen gegenüber mit besonderem Nachdruck zu betonen wünsche, ist die feste, auch durch die Ereignisse des gegenwärtigen Krieges nie zu erschütternde Ueberzeugung, daß es Gebiete der geistlichen und sittlichen Welt gibt, welche jenseits der Völkerkämpfe liegen, und daß ehrliche Mitwirkung bei der Pflege dieser internationalen Kulturgüter, wie auch nicht minder persönliche Achtung vor Angehörigen eines feindlichen Staates, wohl vereinbar ist mit glühender Liebe und tatkräftiger Arbeit für das eigene Vaterland.

Dieser Brief war an H. A. Lorentz in Haarlem mit der Bitte um Veröffentlichung gerichtet.

* * *

Der Aufruf „An die Kulturwelt", den im August 1914 auch Männer wie Behring, Brentano, Ehrlich, Eucken, Emil Fischer, Förster, Haeckel, Laband, Lamprecht, Liszt, Naumann, Ostwald, Schmoller, Wundt unterzeichnet haben, erklärte: Es ist nicht wahr, daß Deutschland diesen Krieg verschuldet hat, nicht wahr, daß wir freventlich die Neutralität Belgiens verletzt haben, nicht wahr, daß unsere Kriegführung die Gesetze des Völkerrechts verletzt. Der Aufruf schloß: „Glaubt uns. Glaubt, daß wir diesen Kampf zu Ende kämpfen werden als ein Kulturvolk, dem das Vermächtnis eines Goethe, eines Beethoven, eines Kant ebenso heilig ist wie sein Herd und seine Scholle. Dafür stehen wir Euch ein mit unserem Namen und mit unserer Ehre."

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

NEUES WIENER JOURNAL

Nr.: 8067 TAG: 15.4.1916, 3f.

Feuilleton.

Eine Kapuzinerpredigt unter Wasser.

Pfarrer Hansjakobs Zwiegespräche mit den Fischen über den Weltkrieg.

(In einer schlaflosen Nacht — Erbauliche Gespräche auf dem Meeresgrund — Der Aushungerungsplan der Feinde und der Geist des Wuchers. — Die Kriegsverlängerungskunst.)

Der Pfarrer Heinrich Hansjakob leidet seit gut einem Viertel Jahrhundert an Schlaflosigkeit. Da ist es nicht zu verwundern wenn er in den vielen schlaflosen Stunden zu den verschiedensten Gedanken seine Zuflucht nimmt um sich die Zeit zu vertreiben und auf die kuriosesten Ideen verfällt. Seiner Schlaflosigkeit verdankt also eigentlich, wie er uns selbst erzählt, ein beim Stuttgarter Verlag Bonz erschienenes Büchlein seine Entstehung: „Zwiegespräche über den Weltkrieg gehalten mit Fischen auf dem Meeresgrund" Gewiß ein Titel, der die Neugierde aufs höchste spannen muß. Der originelle Inhalt wird einem Leser, der kein Vorurteil gegen die fromme Weltanschauung des Verfassers hegt, keine Enttäuschung bringen. Genau genommen, ist das Büchlein eine Art Kapuzinerpredigt unter Wasser, der in der Zeit des Tauchbootkrieges eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen ist. Hansjakob verweist überdies auf die Tatsache, daß Fische in den Anfängen des Christentums und in der Geschichte der heiligen Wunder eine große Rolle spielten, und legt ferner die Vorteile dar, die ein Gespräch mit den stummen und nach seiner Ansicht auch gehörlosen Bewohnern des Meeres gegenüber einem Dialog mit einem Menschen besitzt: „Die passen für einen, den das Hören und Sprechen ermüdet, und sichern ihn auch gegen Widerspruch, den nervöse Leute, wie unsereiner, nicht gerne ertragen Ich habe schon öfters in meinen Büchern mit Wesen gesprochen und sie reden lassen, die noch unter den Fischen stehen. So habe ich mich schon gedruckt einmal mit einem alten Besen unterhalten, ein andermal mit einem Stein, ein drittes Mal mit einem Stückchen Gold. Auch mit einem alten Pferd, selbst mit einem alten Herd habe ich schon Zwiegespräche gehalten Also habe ich schon einige Fertigkeit im Reden mit Taubstummen, ohne reden und hören zu müssen. Ich schreibe nur nieder, was wir einander zu sagen haben, und schreiben strengt mich viel weniger an als reden . . ."

Solche und ähnliche Betrachtungen schickt Hansjakob dem Bericht über sein seltsames Erlebnis in einer schlaflosen Nacht voraus, da er sich plötzlich von seinem gemütlichen Schwarzwaldhaus mitten in die Tiefe des Ozeans versetzt fühlt. Nur mit einem Federkiel bewaffnet, langt er auf dem Meeresgrund zwischen Schweden und Schottland an, in einer Gegend, die das internationale Rendezvous der schwimmenden Weltbürger zu bilden scheint

„Hier geben sich meines Erachtens die Meeresfische Stelldichein vom Atlantischen und Mittelländischen Meere und von der Nordsee her Ich hatte mich auch nicht getäuscht. In ziemlicher Tiefe traf ich eine ganze Volksversammlung von Fischen des Meeres. Die Majorität hatten die verschiedenen Arten des Haifisches, von dem fünfzig Zentimeter langen Exemplar bis zum Riesenhai mit seinen acht bis zehn Metern Länge. Aber auch Rochen, Säzefische, Thunfische, Delphine, Lachse, Meerhechte und andere hatten sich versammelt Sie waren um einige tausend Zentner Gefrierfleisch geschart und fraßen friedlich von dem australischen Hammelfleisch, das ihnen ein deutsches Unterseeboot verschafft hatte durch Versenkung eines englischen Dampfers Es waren meist Uferfische und solche, welche die Oberfläche der hohen See bewohnen. Aber auch Seedrachen und Aale aus der Tiefe des Meeres hatte der seltene Genuß angelockt.

Ich bekam ordentlich Angst, als ich die riesigen Haifische sah, die alsbald von ihrem Fraß abließen und auf mich zuschwammen. Doch ein bekannter Menschenfresser unter ihnen, der Blauhai, beruhigte mich alsbald und meinte: „Du brauchst keine Angst zu haben daß ich dich alten Kerl auffresse Ich habe die letzte Zeit so viel Menschenfleisch zu essen bekommen, daß mir alle Lust dazu vergangen ist."

Der nächtliche Unterseefahrer fügt nun zum Verständnis der sich entspinnenden Unterhaltung über den Weltkrieg die Bemerkung ein, daß er den Fischen genau das sagt, was er eigentlich den Menschen sagen wolle. Zunächst benutzt ein alter Katzenhai die seltene Gelegenheit zu einem Interview und er richtet an Hansjakob die Frage:

„Sage mir einmal, was denn auf Erden vorgeht und ob die Menschen närrisch geworden sind, daß sie sich und all ihr Hab

und all ihr Gut ins Meer werfen. Man ist Tag für Tag auf dem Grund des Meeres nicht mehr sicher vor herabkommenden und sinkenden Schiffen. Und mit ihnen kommen tote Menschen und unermeßliche Werte an Gütern aller Art auf den Meeresgrund und sind verloren für immer."

Die Antwort füllt einige Seiten des Büchleins. Der gelehrte Verfasser, dessen Belesenheit mit seiner urwüchsigen, für naive Seelen berechneten Ausdrucksweise wetteifert, hält den Fischen einen langen, mit Zitaten von Euripides bis Voltaire reichlich gespickten Sermon. Die Welt, die sich so sonnig und heiter im Meere spiegle, sei in Wirklichkeit von Neid, Haß und Zwietracht erfüllt, und das sei auch der Grund, warum England und seine Spießgesellen über Deutschland hergefallen seien. Hansjakob kommt sodann auf den Aushungerungsplan der Engländer zu sprechen: „Die lieben Engländer haben uns nicht bloß ihre guten Freunde, die Russen und die Franzosen und Völker aus allen Weltteilen auf den Hals geschickt, sie wollen auch Deutschland mit allem, was drin als Mensch lebt, aushungern, eine Todesart, welche, so schrecklich sie auch ist, in Europa nur bei den Engländern vorkommt, in deren Hauptstadt alljährlich Hunderte den Hungertod erleiden neben den Geldsäcken der Reichen.

Um auch Deutschland diese englische Todesart zu bereiten, schnitten sie uns alle Zufuhr von Lebensmitteln und aller jener Waren ab, die wir für Industrie und Handel brauchen. Zu Wasser besorgen die schöne Sache ihre Kriegsschiffe, die vor den amerikanischen Häfen liegen und jedes Schiff wegnehmen, das Ladung nach Deutschland hat. Zu Land verhinderte bis vor kurzem die Zufuhr aus den Donauländern das englische Geld. Eine Hauptwaffe Englands in Kriegszeiten war von jeher die Bestechung." Er schildert in folgendem die erfolgreiche Gegenwehr der Deutschen und die Tätigkeit der Tauchboote und fährt hierauf fort:

„So kommt ihr Fische zu eurem Gefriersleisch, zu Schinken und Konserven (Eingemachtes) aller Art aus den geborstenen Schiffen, die den deutschen Unterseebooten zum Opfer fallen.

So bedauerlich diese Vorgänge sind, wir Deutsche haben sie nicht auf dem Gewissen, sie geschehen aus Notwehr. Es sind Gegenmaßregeln gegen die Macht, die uns zu Tode hungern will.

Aber gleichwohl gibt es in Deutschland Leute, die viel auf dem Gewissen haben. Der Mangel an Zufuhr und der große Bedarf für unsere Soldaten im Felde, die man selbstverständlich gut nähren muß, haben manches verteuert bei uns. Dazu ist noch ein böser Geist in viele Menschen gefahren, der Geist des Profitmachens und des Wuchers. Erst warf er sich auf die Hauptlebensmittel, auf Mehl und Brot.

Neulich tröstete uns im Reichstag ein Regierungsvertreter damit, daß in andern Ländern auch Teuerung herrsche, wie bei uns, teilweise in noch höherem Maße. Das ist selbstverständlich, weil das Großkapital in Zeiten wie die heutigen überall an der Arbeit ist und seine Hochsaison, seine „Kirchweih" hat, wie der Schwarzwälder Bauer sagt.

Und nicht der Bauer und nicht der Kleinkaufmann und Kleinhändler ist im letzten Grunde schuld an dem Wuchergeist, der durchs Reich und durch Europa, ja durch die ganze Welt geht, sondern der Großhandel, das Großkapital. . . . Und wenn wir auf den letzten Grund dieses schrecklichen Krieges gehen, so ist der Großkapitalismus in England der eigentliche Vater des jetzigen Weltkrieges, den seine Mitraubritter vorab in Amerika und in allen kriegführenden Ländern ausnutzen, ohne daß sie, wie die Raubritter des Mittelalters, gehängt werden, selbst nicht, wie Nordau sagt, wenn sie an ihrer Beutelschneiderei ertappt werden. Die Regierungen tun, was sie können, um dem Wucher und der Profitmacherei zu steuern, aber das Uebel ganz auszurotten, ist unmöglich. Die Herkulesarbeit ist zu groß. Eine Radikalkur ist nicht leicht."

„Während ich so gesprochen, merkte ich, daß der Riesenhai unruhig wurde und mit den Flossen arbeitete. Als ich eine Pause gemacht, nahm er das Wort: „Ich habe geglaubt, du würdest mich trotz meines kalten Blutes in Aufregung bringen. Als du nämlich von den Wucherern und Spekulanten sprachst, glaubte ich, weil du Menschen gerne mit Fischen vergleichst, du würdest uns Haie mit jenen Beutelschneidern vergleichen. Das wäre dir hier mitten uns sehr schlecht bekommen. Wir haben, es ist wahr, einen guten Appetit und essen nach Lust. Aber ganze Fischvölker schlachten wir nicht ab, wie jene goldhungrigen Menschen."

„Im Meere gibt es überhaupt keine Hungrigen und auch keine Wucherer. Da ist Nahrung in Hülle und Fülle für jedes lebende Wesen. Drum ist das Meer das schönste Vaterland, wir haben Freiheit und Brot im Ueberfluß. Aber euern idealen Unterseebootleuten, die Vergeltungsrecht üben und dabei uns Extragenüsse verschaffen, die wir sonst mühsam holen müssen, indem wir den Schiffen tagelang nachschwimmen, bringen wir ein dreifaches Hurra." Alle stimmten ein.

Sehr ausführlich behandelt Hansjakob im weiteren Verlauf seiner unterseeischen Unterhaltung die in Deutschland herrschende Einmütigkeit im Kampf gegen eine Welt von Feinden und die Pflichten des Hinterlandes, die Helden an der Front durch ihre Arbeit zu unterstützen. Dann wendet er sich der Frage der Dauer des Krieges zu, über die er sich also äußert: „Wir alten Leute in Deutschland, die das Jahr 1914 erlebt, wir meinten, es müßte Schlag auf Schlag gehen in großer Feldschlacht, und unsere Soldaten und ihre Führer gingen am liebsten auch so vor, wenn es möglich wäre. Aber die heutige Kriegskunst ist die Kriegsverlängerungskunst und die daheim müssen Geduld üben, wie die im Felde es noch in weit höherem und mühsamerem Grade tun. Die Generale von 1870 und die aus den Befreiungskriegen würden sich im Grabe umkehren, wenn sie wüßten, wie man jetzt Krieg führen muß. Blücher, der Marschall Vorwärts vor hundert Jahren, würde verzweifeln. Der Urheber des Krieges, der große Walfisch England, hat schon einige Harpunen (eiserne Haken) in seinem Riesenleib. Er merkt, daß noch mehr kommen und wehrt sich wie ein verwundeter Wal im Meere. Seine Helfershelfer und Handlanger peitscht er zu den größten Anstrengungen und läßt sie geloben, ohne seine Einwilligung keinen Frieden zu schließen. Dazu träumen Engländer, Franzosen und Russen, trotzdem die Deutschen siegreich tief in Belgien, Frankreich und Russisch-Polen stehen, immer noch von ihrem Siege. Solange sie den Mund noch so voll nehmen, ist an ein Ende des Krieges nicht zu denken.

Hansjakob gibt schließlich einem Haifisch zwei Botschaften an Amerika mit, deren eine sich auf die Munitionserzeugung in den Vereingten Staaten bezieht, die andere aber einen Gruß an die ihrer alten Heimat treuen Deutschamerikaner enthält. Ein salbungsvolles Kapitel über die religiösen Pflichten der Menschheit bildet den Abschluß dieses merkwürdigsten Buches in der neueren deutschen Kriegsliteratur.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

SCAPINELLI, Karl

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 106 TAG: 16.4.1916, 10. Bogen

Nach Albanien.

Von Karl Graf Scapinelli.

Vom Kriegspressequartier genehmigt.

Podgoriza — Virpazar — Antivari.

Wie in Cetinje herrscht auch im ganzen anderen Montenegro vollständige Ruhe, die Einwohner sind sehr froh, daß der Krieg aus ist, daß Mann und Sohn endlich wieder sich der Friedensarbeit widmen können und daß in das ausgesogene Land langsam wieder Nahrungsmittel fließen. Mitten in der Hauptstadt lagern im sogenannten Arsenal die abgenommenen und eroberten Geschütze, in Haufen liegen dort die Gewehre aufgespeichert: moderne neue und ganz unmöglich alte. Nur die den Montenegriner lieben, überlieferten historischen Waffen ihrer Geschlechter hat man ihnen gelassen, was sie sehr dankbar anerkennen. Über die Zukunft des Landes machen sie sich nicht allzuviel Gedanken, sie wissen, daß die Entente sie verlassen hat und wollen nur eines: endlich in ruhige, geordnete Verhältnisse kommen.

Wir haben das Land zweimal durchquert, sind an den verschiedenen Orten öfter gewesen und haben alles ruhig und friedlich gefunden. Von Cetinje geht meine Fahrt vorerst weiter nach Rijeka, der Sommerresidenz des Königs. Ein achtzig Häuser zählendes Dorf am Rijekafluß, der als breiter, vom Frühling weit gemachter Fluß, den üppiges Grün umgibt, sich mitten in die toten Massen der umliegenden Steinberge gräbt. Längs dieser kriecht die Straße in der Höhe der kahlen Berge an den Ufern des Skutarisees, dann links abbiegend, immer auf der Höhe sich haltend, weiter und fällt schließlich wieder herab nach Podgoriza, sanfter allmählicher wie sonst hier im Land.

Podgoriza ist die eigentliche Hauptstadt des Reiches, denn sie hat mehr Häuser, mehr Geschäftsleben und mehr Einwohner als Cetinje; freilich ist auch dieser Ort nach unseren Begriffen nur ein größeres Dorf, eines, das in eine Geschäftsstadt der Montenegriner und in ein altes, halbverfallenes Türkendorf über dem Flusse zerfällt. Es liegt im Verhältnis zu der alten Hauptstadt in einer üppigen Gegend, und alle Expansionslust der Montenegriner hat sich dort ausgelebt... Es ist kaum zu glauben, wie ganz montenegrinisch es in kurzer Zeit wurde.

In den niederen Geschäften tragen die Kaufleute die roten Fez und im Straßenbild, das riesig belebt und bunt ist, dominiert neben dem Türken, neben der verhüllten Türkin schon die biblisch dreinsehende Gestalt des Nordalbaners. Die ganze Buntheit des Balkans, die Farben des Orients, sie platzen hier zusammen. Die Straßen sind belebt von durcheinander laufenden Gestalten, von Tier und Mensch. An den Ecken kauern Verkäufer, in den Buden hocken faul Turbanträger. Und dazwischen lustwandeln auch hier montenegrinische Soldaten und Offiziere, markieren die Sieger, die sie einst waren und sind sehr stolz. Und doch liegt über dieser Stadt noch ein Schauer, der Schauer des schrecklichen Durchzuges der Serben. Ein Heer wankender Gestalten, ein Geisterheer todgeweiht, das am hellen Tage daherkam und über das immer wieder die Bomben der österreichisch-ungarischen Flieger krachten. Das geschlagene Heer einer überstolzen Nation. Ihre Verbündeten sahen es vorbeiziehen, sahen Hunderte an Erschöpfung vor ihren Häusern sterben, weil sie schon so willenlos waren, um nach Brot zu fragen, um die Goldmünzen aus ihren verregneten Kleidern zu holen. Wer von ihnen nicht im Gebirge liegen geblieben war neben den zusammengebrochenen Pferden, neben den erschossenen Rindern, neben den herabgeworfenen und zersprengten Kanonen, der ging hier zugrunde. Die Serben, die ihnen einst so als das Vorbild der Balkanvölker erschienen, sie zeigten ihnen so recht, wie weit man kam, wenn man mit den Verbündeten Krieg führte.

Sie selbst erzählen das so! Und die Lebensmittel, wo waren die? Zwölf Kronen kostete ein Kilo Mehl und man raufte sich noch darum. Ich sprach mit einer der reichsten Frauen des Ortes, sie erzählte, daß der Kaffee 24 Kronen kostete, der Zucker 14 Kronen, die Menschen schlugen sich, um einen Leib Brot um sieben Kronen erstehen zu können; hungrig schlichen die Kinder herum. Es war furchtbar. Nichts, nichts war mehr im Land, nur Krankheit, Elend und Wunden.....

Und jetzt, nach ein paar Wochen österreichisch-ungarischer Verwaltung? Jetzt ist es viel, viel besser. Freilich noch mangelt manches, noch sind die Preise hoch, aber man faßt Hoffnung, und ist zufrieden! Jetzt lachen auch wieder die Kinder! Ich habe eine ganze mohammedanische Koranschule freundlich und lustig lachen gesehen, da ich mir das Türkenviertel besehen

1.

wollte und in den Hof der bescheidenen, aber farbig sehr interessanten Moschee des Ortes am Flusse eintrat. Oben bei den vergitterten Fenstern des Chores sah ich Kinder durch die engen Holzstäbe schauen und freundlich den Fremdling anlachen. Und bald kam der Hodscha selbst, der Priester und Lehrer, und lud mich ein, einzutreten und der älteste Bub mußte mir aus dem Koran vorlesen, war tapfer, schrie, bis in ihm die Stimme erstickte, bekam rote Wangen und las so gut es ging. Es waren serbische Türken, die hier ihren Religionsunterricht empfingen. Buben und Mädel, von 14 bis drei, vier Jahre herunter, lauter schöne Kinder mit großen fragenden Mandelaugen, intelligent und aufgeweckt, und Hafiz Gulejma Regovic erzählte mir, wie die Serben gehaust, nicht die Österreicher und Ungarn, die Feinde, hätten die Moschee geplündert, sondern die auf der Flucht durchziehenden verbündeten Serben. Von ihrem Hausen gegen die Türken erzählt auch das ganze Türkenviertel. Nicht jetzt fielen all diese Hütten aus Stein in Schutt, aber in dem vorangegangenen Balkankrieg hat man die Mohammedaner dort wohl so verfolgt, daß die meisten flohen und ihre Hütten zurückließen, die dann in Schutt fielen. Die hübsch am erhöhten Flußufer liegende Stadt ist zur Hälfte wohl verlassen.

Ehe ich nach Albanien, nach Skutari, fahren wollte, wollte ich mir noch andere Niederlassungen in Montenegro ansehen, so fuhr ich nach Virpazar, dieser kleinen Feste mitten im Wasser, denn die Rijeka und die Frühlingsüberschwemmungen haben es mit dem Skutarisee ganz verbunden und zu einer Insel in einem See verwandelt. Das Lastenauto war auch hier mein Transportmittel, denn eine Eisenbahn gibt es nur in Virpazar bis Antivari.... Virpazar! Wer es, von der Höhe kommend, da unten im Wasser liegen sieht, mag für Momente entzückt sein über die landschaftlich eigenen Reize. Zwischen den paar Häusern des Dorfes, zwischen Hafen und Magazin, herrscht ein unglaublich geschäftliches buntes Leben. Mitten am Platz lagern fast immer Truppen, bei den Schiffen, die über den Skutarisee alle Truppen wie die ganze Bevölkerung von Albanien mit Nahrungsmitteln versorgen müssen, wimmelt es von Menschen.... Beim kleinen Bahnhof werden die Waren, die von Antivari kommen, wieder verladen, und um die alte Türkenfeste auf kahlen, ragenden Felsen, an dem Wegrain zu den Straßen, lagert das Volk, Frauen, Mädchen, Kinder, Greise und wehrhafte Männer, alles lungert herum; malerisch gruppiert bauen sie sich um die Höhe wie um ein Amphitheater auf und harren, harren — auf Mehl — auf Brot!

Bergpredigt! Unwillkürlich fiel mir dies Wort, dies Bild ein. Und ein moderner Maler könnte dafür keine bessere Modelle, keine besser Höhe finden. Die Vermehrung der Brote, die Verteilung! Hier spielt sie sich zum zweitenmal ab. Ein buntes Volk, ein edel gewachsener Menschenschlag, sammelt sich hier, harrt Stunden um Stunden, harrt Tage — um die Vermehrung ihres Brotes! Ihnen ist ihr Vorrat knapp geworden, jetzt ist der Erlöser, der ehemalige Feind, gekommen und gibt es ihnen, nicht wann sie wollen, sondern zu bestimmten Stunden, an bestimmten Tagen.

Über einen hohen Paß, über endlose Wege kommt man endlich zum Meer nach Antivari. Der Weg dorthin über das Gebirge ist noch heute mit gefallenen Pferdekadavern bedeckt. Opfer der Rückzuge, Opfer siegreichen Vordringens, wer weiß es noch heute. Nach langer Fahrt, nachdem man lange sinkt, kommt man endlich in die Gegend vor Antivari; üppigste Ölgärten ziehen sich hin, weites Vorland vor dem Meer und in der Ferne ein paar Häuser am Hafen, gar nicht montenegrinisch, sondern eher italienisch Neuantivari, der Hafen der Montenegriner, den sie oder eigentlich ihr König ruhig in Wahrheit den Italienern verschachert. So und so viel zahlte eine italienische Gesellschaft, die den Grund dort übernommen und Lagerräume erbaut, Schifferkneipen hingestellt hatte. Ein Stück Zukunft für das arme Land war ihm genommen, ehe es sich dessen freuen durfte. Auch hieher hat sich das fliehende Serbenheer geflüchtet, um rasch noch eingeschifft zu werden; auch König Nikita hat von hier sein Heimatland verlassen. Die Spuren der österreichischen Schiffsgeschütze wie der Fliegerbesuche sind jetzt noch da und dort zu sehen. Dagegen herrscht jetzt im Hafen rege Tätigkeit.

Auch hier mußte mit der Kulturarbeit gleich begonnen werden. Hafen und Hafenanlagen waren in ganz schlechtem Zustand, der Strand verkommen und verpestet; hier hieß es gleich aufräumen, reinigen lassen, und da es an Gemüse fehlt, wurden am Strand gleich Gemüsegärten vom Militär angelegt. Draußen vor dem Hafen zeigen sich dann und wann feindliche Schiffe, aber sie wissen, daß sie sich nicht zu nahe herantrauen dürfen. Der Wein eines gestrandeten Schiffes schmeckt in Antivari sehr gut.

Drüben am eigentlichen Badestrand steht die hübsche Villa des Prinzen Danilo, die ebenfalls nicht von Offizieren bewohnt wird. Antivari ist der Lage nach einer der idealsten Häfen der Adria und müßte bei richtiger Behandlung wirklich aufblühen. . . Die kleine Schmalspurbahn, die von dort nach Virpazar in unendlichen Serpentinen über das Gebirge führt, kann freilich nicht alle Lasten befördern, auch sie ist eine italienische Schöpfung, der es an richtiger Großzügigkeit fehlt. Denn mehr wie drei kleine Lastwagen kann sie nicht zur Höhe bringen. Vor allem müßte auch der Strand entwässert und fruchtbarer gemacht werden. Vieles ist zu tun, manches, ja das meiste haben die Österreicher trotz aller anderen dringenden Arbeit schon begonnen.

Von Cetinje zum Meer ist neue Arbeit, sind neue Esser erwachsen, aber man wird auch diesen neuen Pflichten im einstweilen okkupierten Land Herr. Die Montenegriner werden gut behandelt, und vielleicht gewöhnen sie sich darum auch bald neben der Zufriedenheit auch noch den Fleiß an und legen selbst mit Hand an, um aus ihrem zurückgebliebenen, von der Natur nicht gesegneten Land unter richtiger Führung etwas zu machen.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 110 TAG: 20. 4. 1916

Das Leben des Armeelieferanten für das Vaterland. Das Blatt „Hundesport und Jagd" vom 31. März bringt folgende Parte:

Hiemit erfüllen wir die traurige Pflicht, unsere Mitglieder von dem am 26. März d. J. erfolgten Ableben unseres allverehrten Herrn Fritz Becker aus Kassel geziemend in Kenntnis zu setzen. Nach ganz kurzer Krankheit mußte er in den besten Mannesjahren sein Leben lassen, welches er als Armeelieferant ebenfalls in den Dienst des Vaterlandes gestellt hatte. Sein Name und sein Wirken wird uns unvergeßlich bleiben.

Der Vorstand des „Deutschen Windhundklubs":
Will, Kallmeyer, Isken, Hilpert, Zeiß.

Also stellen auch die Armeelieferanten ihr Leben in den Dienst des Vaterlandes!

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

NEUES WIENER JOURNAL

Nr.: 8073 TAG: 21.4.1916, 6f

Bittner, Georg

Zwischen Czernowitz und der bessarabischen Front.

Soldatengräber. — Fliegerangriff — Der Geruch des Krieges. — Kriegsindustrien.

(Vom Kriegspressequartier genehmigt.)

Am grausamsten ist die Erde selbst gegen die Toten. Dort, zwischen Dunajec und der Reichsgrenze, dort wo in den ersten Tagen des Weltkrieges, in den ersten, blutigsten Schlachten des Weltkrieges Tausende und Tausende im ersten, echtesten Rausche der Begeisterung dahinstarben — dort ist über den lichtgrünen Saaten, im hellen, ersten Laub der Wälder kaum noch eine Spur dieses großen Leidens und Sterbens zu finden. Ab und zu nur, in tausend Meter Entfernung wächst mit dem Frühjahr ein hölzernes Grabkreuz aus dem Boden. Die Menschen müssen eifrig am Werke sein, dieses grausame Vergessen der Natur zu korrigieren, die mit jedem jungen Jahr das Tote verwischen will.

Künstler und Soldaten sind im ganzen Reiche fleißig dabei, Heldengräber zu graben, Heldensteine aufzurichten, und nun, da es überall heißt, der Krieg beginne, sich seinen Ende zuzuneigen, gibt es für den lebenden Menschen keine höhere Aufgabe mehr, als das Gedenken derer für ewig zu errichten, über die das Wachstum jedes Frühlings spurlos hinweggehen will. Wo Schützengräben waren, geht nun wieder der Pflug wo Stacheldrähte starrten, blühen die Büsche und nichts soll diesen Frieden je wieder stören. Aber wo österreichische, ungarische und deutsche Brüder fielen, müssen Stein und Erz an sie erinnern, die den treuesten Tod starben

Nicht nur der Erde, auch den Menschen heilen die Wunden des Krieges rascher, als man damals erhoffen konnte, da diese Wunden noch frisch waren. Es ist wenig über ein Jahr, da ich aus Westen nach Czernowitz kam, während die Russen eben nach Osten zurückwichen. Die ganze Stadt schien irrsinnig vor Angst und Grauen. Heute ist sie ruhig und gelassen, wie mitten im Frieden und hat sich mitten im Kriege an ihn so sehr gewöhnt, daß man ihn dort fast weniger fühlt, als irgendwo im Hinterland. Man lebt in der Stadt, deren Fensterscheiben unausgesetzt vom nahen Geschützdonner schüttern, eher etwas billiger als in Wien oder Budapest. Frauen und Mädchen stehen wohl schon vor Tagesanbruch in langer Reihe vor den Brotläden, aber es gibt hier keine Brot- und Zuckerkarten, auch keinen fühlbaren Fleischmangel. Im hundertjährigen deutschen Gymnasium, das den Russen als Kaserne diente, wird längst wieder unterrichtet und der Rektor der Universität ist eben wieder daran, die Vorlesungen an allen Fakultäten zu eröffnen. — An der Front östlich von der Stadt bekommt jeder Offizier einmal in vierzehn Tagen achtundvierzigstündigen Urlaub nach Czernowitz. Das gibt den Straßen, den Gast- und Kaffeehäusern am Abend ihr Gepräge Die Lustigkeit ist ein bißchen aufgeregt, ein wenig hastig, will in den paar Stunden möglichst viel an Genuß ausschöpfen. Manchmal aber kommt der Krieg schon auch ernster in die Stadt herein.

An einem Morgen — es war der 14. April — krachen die Geschütze ganz nahe vor den Fenstern. Das ist in Görz selbstverständlich. In den beiden anderen Städten Oesterreichs, die mitten im Kampfgebiete liegen, in Triest und in Czernowitz bedeutet das Fliegerbeschießung. Kein Mensch wird mehr aus dem Bett aufstehen, ans Fenster rennen, oder auf der Straße auch nur den Kopf in die Höhe heben, um sich das anzuschauen. Irgendwo, sehr hoch oben ein Flieger, von dem sich wie silbrige Tropfen die Bomben loslösen, und irgendwo in der Luft ein Kranz von Schrapnellwolken. In Czernowitz sah ich unter den Kindern, die gerade zur Schule gingen, kein einziges, das auch nur stehen geblieben wäre, um nach dem feindlichen Flieger und dem Luftkampf zu sehen. Und doch drohte den Kindern der Tod, wie allen, die in der Stadt waren. Den Kindern noch mehr. Während sie zur Schule gingen, eine halbe Stunde, bevor der Unterricht begann, krepierte eine russische Bombe so nahe an einer der Volksschulen, daß alle Fenster zersprangen. Man mag die furchtbaren Möglichkeiten nicht ausdenken. Fünf feindliche Flieger waren nach der Stadt geflogen. Geschütze und Maschinengewehre hatten sie beschossen, während sie auf den Bahnhof von Zuczka, auf die Pruthbrücken von Czernowitz und auf die Haugars unserer Flieger Bomben abzuwerfen versuchten. Es gelang ihnen auch wirklich im Bahnhof zwei Lastwagen zu beschädigen. Zwei unserer eigenen Flugzeuge, klein und gelenkig, machten sich inzwischen auf die Jagd Und während der größte der feindlichen Farmanapparate nach Osten zurückflüchtete, packten sie ihn mit ihren Maschinengewehren von zwei Seiten, bis er in ihrem Geknatter zu wanken begann. Bei Bojan fiel er zwischen den Kampflinien zu Boden. Unsere Artillerie gab ihm den Rest. Dort mögen sich die Russen die Trümmer des Apparats holen. Der feindliche Flieger starb den Heldentod.

Das Kommando arbeitet in jener Gegend, in der sonst der Wunderrabbi residiert. Vor einem Jahre wurde auch dort noch gekämpft und die ganze Gegend riecht auch noch nach Krieg. Das ist wörtlich so gemeint. Jede Zone des Kampfgebietes hat ihren eigenen Geruch, und wer eine feine Nase hat und an den Krieg gewöhnt ist, könnte sich in großen Umrissen wohl auch mit geschlossenen Augen orientieren. Ganz weit rückwärts duften die Bäckereien. Dann kommt der nervenaufreizende Geruch niedergebrannter Häuser, der monatelangt haften bleibt, auch wenn längst kein Balken mehr schwelt. Weiter vorn spürt man trotz aller ihrer Reinlichkeit und Aiepfis die großen Spitäler, dann den Dunst der Trainlager. Nur der wirkliche Kampf riecht kaum Und es kann in der Zeit der rauchlosen und rauchschwachen Explosivstoffe sehr wohl die echtesten Helden geben, die nie Pulver „gerochen" haben.

Je länger sich der Krieg in einem Lande festsetzt, desto völliger assimiliert es sich ihm, bis das, was zum Lande selbst gehört, und das, was erst der Krieg hineingetragen hat, fast nicht mehr auseinanderzukennen sind, In diesem lieben Landstrich östlich von Czernowitz der mit seinen sanft hügligen Laubwäldern so stark an den Wienerwald erinnert, ist das fast noch stärker als auf dem Plateau von Doberdo. Fast auf jedem Trainwagen sitzt ein Dorfbub, der selig ist, wenn ihm der Kutscher für eine Weile die Zügel halten läßt, Tausende von Mädchen in ihren bunten Trachten halten die Straßen in Ordnung und alle Männer, die nicht an der Front stehen, arbeiten in einer der vielen Kriegsindustrien hinter der Front. Kriegsindustrien. Denn Land und Menschen haben sich nun gelassen darein gefunden, den Krieg als das Normale, als den absoluten Dauerzustand hinzunehmen. Wie man früher den Kriegssturm immer in einem galoppierenden Reiter mit zur Attake gesenktem Säbel darstellte, so müßte man heute, wo keine Attaken mehr geritten und keine Säbel geschwungen werden, den

Krieg als Dauerzustand nicht nur in den Schützengräben und Unterständen des Stellungskampfes, sondern in den noch viel stabileren Industrieanlagen hinter der Front darstellen. So wie zum Beispiel das mährisch-schlesische Industriegebiet seine feststehende Signatur in wahren Wäldern von Fördertürmen und Fabrikschloten hat, so sind für die Industrieviertel hinter den Fronten ganz typisch geworden die neuen, rasch gezimmerten Verladerampen der Bahnhöfe, die irgendwo auf der Strecke entstanden, die Schlachthöfe, Bäckereien, Holzbearbeitungsstätten, Metall- und Betonfabriken, Desinfektionsanstalten und elektrischen Kraftanlagen, neuerdings auch überall Seilbahnen, die viele Kilometer weit durch die Luft laufen. Alles das macht aber längst nicht mehr den Eindruck des Improvisierten, unter dem Zwange der Notwendigkeit rasch Geschaffenen, sondern alles hat schon seine erprobten feststehenden Formen angenommen. Bis weit in den Bereich des feindlichen Artilleriefeuers hinein zieht sich so eine Fabriksstadt, die keinen Fußbreit Boden ungenützt läßt.

Die Resultate dieser neuen, aber bereits wieder ehern festgelegten Organisationen sind vorne bei den Truppen unverkennbar. Es soll hier beileibe nicht einer jener vielen, unbegreiflich ungeschickten und frivolen, aber trotzdem noch immer wiederkehrenden Versuche unternommen werden, dem Hinterlande anzudeuten, daß ja der Krieg gar nicht so arg sei und daß es auch im Schützengraben kreuzfidele Stunden gebe. Die harte Not des Krieges kann insbesondere für den geistig höher Stehenden in psychischer Hinsicht gar niemals abnehmen. Aber dies ist doch unleugbar, ich traf einen verwöhnten, jungen Menschen, der drei Monate lang als Kadett und Fähnrich im Schützengraben gelegen war und der eben von einem vierzehntägigen Urlaub aus Wien zurückkehrte. Er hatte im Schützengraben um zwölf Kilogramm zugenommen und erst in Wien wieder drei Kilogramm verloren. Wohl der beste Beweis für eine ungeahnte Höchstleistung auf dem gesamten Gebiete des Verpflegs- und Nachschubdienstes bei der Armee im Felde.

Georg Bittner.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 113 TAG: 23.4.1916, 2

Die amerikanische Note an Deutschland.

Die amerikanische Note ist endlich heraußen. So wenig freundlich ihr Ton ist — handelt es sich doch um nicht mehr und weniger als um ein Ultimatum — so empfindet man doch eine Art Erleichterung, daß dem halben Zustande ein Ende bereitet ist. Amerika, das durch seine Waffen- und Munitionslieferungen vom Anfang an dem Vierverband zu Diensten stand und damit die Verantwortung für die Dauer des sonst längst beendeten Krieges trägt, hat nun Farbe bekannt und sich offen auf die Seite seines größten Nebenbuhlers, auf die Seite Englands, gestellt. Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Amerika ist demnach zu erwarten, da sich Deutschland eine seiner besten Waffen nicht aus der Hand winden lassen kann. Aber selbst bis dahin ist noch ein weiter Weg und in der Zeit kann sich Vieles und Entscheidendes ereignen.

Auf jeden Fall aber wird die bestehende strategisch günstige Lage keine wesentliche Veränderung erleiden. Die Übermacht des Vierverbandes zur See kann noch größer werden als sie schon jetzt ist; das bedeutet eine Verschiebung der Zahlen, aber keine Änderung der bisherigen Sachlage. Zu Lande aber, wo der Krieg entschieden werden muß, bleibt alles, wie es war. Somit wird der Vierverband in dem für ihn günstigsten Falle lediglich mit einer ihm dringend nötigen moralischen Förderung der stetig sinkenden Stimmung in der Bevölkerung und im Heere zu rechnen haben. Kein Grund also für den Viererbund besonders erregt zu sein.

Präsident Wilson aber wird die volle Verantwortung für die weiteren Geschehnisse zu tragen haben. Die heuchlerische Vorgabe, im Interesse der Neutralen zu dem letzten Schritt gezwungen zu sein, richtet sich von selbst. Wenn er dieses Interesse im Auge gehabt hätte, dann wäre längst für Amerika Gelegenheit gewesen, dem Kriege durch ehrliche Vermittlung ein Ende zu bereiten und damit alle Opfer von den Schultern der Neutralen wie der Kriegführenden zu nehmen. Damit hätte er der Menschheit einen großen Dienst erwiesen und sich dauernden Ruhm gesichert. Das Gegenteil ist geschehen und wird durch die Note aller Welt kund. Die Folgen sind abzuwarten: nicht nur für uns, sondern auch für Amerika und seinen Präsidenten Wilson.

Der Wortlaut der Note.

Berlin, 22. April.

Die am 20. April abends vom hiesigen amerikanischen Botschafter überreichte Note lautet in der Übersetzung:

Eure Exzellenz!

Ich habe nicht verfehlt, unverzüglich meiner Regierung telegraphisch die Note Eurer Exzellenz vom 10. d. M. zu übermitteln, betreffend gewisse Angriffe deutscher Unterseeboote, insbesondere betreffend die unheilvolle Explosion, die den französischen Dampfer „Sussex" am 24. März im Englischen Kanal zerstörte. Den Weisungen meiner Regierung entsprechend, habe ich jetzt die Ehre, Eurer Exzellenz folgende Antwort zu übermitteln:

Die Torpedierung der „Sussex".

„Durch die jetzt im Besitze der Regierung der Vereinigten Staaten befindlichen Nachrichten wird der Tatbestand im Falle „Sussex" vollkommen festgestellt und für die Folgerungen, die meine Regierung aus diesen Nachrichten gezogen hat, findet sie die Bestätigung in den Umständen, die in Eurer Exzellenz Note vom 10. d. dargelegt sind. Am 24. März 1916, ungefähr um 2 Uhr 50 Minuten nachmittags, wurde der unbewaffnete Dampfer „Sussex" mit 325 oder mehr Passagieren an Bord, worunter eine Anzahl amerikanischer Bürger, auf der Überfahrt von Folkestone nach Dieppe torpediert. Die „Sussex" war niemals bewaffnet. Sie war ein Schiff, das — wie bekannt — regelmäßig nur zur Beförderung von Passagieren über den englischen Kanal benutzt wurde. Sie folgte nicht der von Truppentransport- oder Proviantschiffen befahrenen Route. Ungefähr achtzig Passagiere, Nichtkombattanten jeglichen Alters und

Geschlechtes, darunter Bürget der Vereinigten Staaten, wurden getötet oder verwundet. Eine sorgfältige, eingehende, gewissenhafte, unparteiliche Untersuchung durch Offiziere der Flotte und der Armee der Vereinigten Staaten hat schlüssig die Tatsachen ergeben, daß die „Sussex" ohne Warnung oder Aufforderung zur Übergabe torpediert wurde und daß der Torpedo, durch den sie getroffen wurde, deutscher Herstellung war.

Nach Ansicht der Regierung der Vereinigten Staaten machten diese Tatsachen von Anfang an den Schluß unvermeidlich, daß der Torpedo von einem deutschen Unterseeboote abgefeuert worden war. Sie findet jetzt diese Schlußfolgerung durch die Ausführungen in der Note Eurer Exzellenz bekräftigt. Die vollständige Darlegung des Tatbestandes, worauf die Regierung der Vereinigten Staaten ihre Schlußfolgerung gegründet hat, ist beigefügt.

Der verschärfte U-Bootkrieg.

Nach sorgfältiger Prüfung der Note der kaiserlichen Regierung vom 10. April bedauert die Regierung der Vereinigten Staaten, sagen zu müssen, daß sie aus den Darlegungen und Vorschlägen dieser Note den Eindruck erhielt, daß die kaiserliche Regierung verfehlte, den Ernst der Situation zu würdigen, die sich nicht nur durch den Angriff auf die „Sussex" ergab, sondern durch die ganze Methode und den Charakter des Unterseebootkrieges, wie sie zutage getreten sind infolge der während eines Zeitraumes von mehr als 12 Monaten von den Befehlshabern der deutschen U-Boote uneingeschränkt gehandhabten Übung unterschiedsloser Zerstörung von Handelsschiffen aller Art, Nationalität und Bestimmung. Wenn die Versenkung der „Sussex" ein vereinzelter Fall gewesen wäre, würde das der Regierung der Vereinigten Staaten die Hoffnung ermöglichen, daß der für die Tat verantwortliche Offizier seine Befehle eigenmächtig übertreten oder in strafbarer Fahrlässigkeit die vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln außeracht gelassen habe und daß der Gerechtigkeit durch seine entsprechende Bestrafung in Verbindung mit der förmlichen Mißbilligung seiner Handlung und der Bezahlung einer angemessenen Entschädigung durch die kaiserliche Regierung Genüge geschehen könnte. Aber, obwohl der Angriff auf die „Sussex" offenkundig nicht zu verteidigen war und einen so tragischen Verlust an Menschenleben verursachte, daß er als einer der schrecklichsten Beispiele der Unmenschlichkeit des Unterseebootkrieges, wie ihn die Kommandanten der deutschen Schiffe führten, erscheint, so steht er unglücklicherweise nicht allein da, im Gegenteile, die Regierung der Vereinigten Staaten ist durch die Ereignisse der neuesten Zeit zu dem Schlusse genötigt, daß es nur ein Fall, wenn auch einer der schwersten und betrübendsten ist, für die vorbedachte Methode und den Geist, womit unterschiedslos Handelsschiffe aller Art, Nationalität und Bestimmung zerstört werden und die umso unverkennbarer geworden sind, je mehr die Tätigkeit der deutschen Unterseeboote in den letzten Monaten an Intensität und Ausdehnung zugenommen hat.

Die Gewässer um Großbritannien und Irland als Kriegsgebiet.

Die kaiserliche Regierung wird sich erinnern, daß, als sie im Februar 1915 die Absicht ankündigte, die Gewässer um Großbritannien und Irland als Kriegsgebiet zu behandeln und alle Handelsschiffe in feindlichem Eigentum, die innerhalb dieser Gefahrenzone angetroffen werden sollten, zu vernichten, und als sie an alle Schiffe, sowohl der Neutralen, wie Kriegführenden, die Warnung ergehen ließ, die verfehmten Gewässer zu meiden oder sich auf eigene Gefahr dorthin zu begeben, die Regierung der Vereinigten Staaten ernstlich protestierte. Sie nahm den Standpunkt ein, daß eine solche Politik nicht verfolgt werden könnte, ohne beständige schwere und offenkundige Verletzung des anerkannten Völkerrechtes, besonders, wenn Unterseeboote als ihre Werkzeuge Verwendung finden sollten, insoferne als Regeln des Völkerrechtes, Regeln, beruhend auf den Grundsätzen der Menschlichkeit und zum Schutze des Lebens der Nichtkombattanten auf See aufgestellt, nach der Natur der Sache durch solche Schiffe nicht beobachtet werden könnten. Sie gründete ihren Protest darauf, daß Personen neutraler Nationalität und Schiffe neutraler Eigentümer äußersten und unerträglichen Gefahren ausgesetzt sein würden und daß unter den damals obwaltenden Umständen die kaiserliche Regierung keinen rechtmäßigen Anspruch dafür geltend machen konnte, einen Teil der hohen See zu schließen. Das hier in Betracht kommende Völkerrecht, worauf die Regierung der Vereinigten Staaten den Protest stützte, ist nicht neuen Ursprungs oder gegründet auf rein willkürliche, durch Vereinbarung aufgestellte Grundsätze, es beruht im Gegenteil auf den offenkundigen Grundsätzen der Menschlichkeit und ist seit langem in Geltung mit Billigung und durch ausdrückliche Zustimmung aller zivilisierten Nationen.

Die kaiserliche Regierung bestand trotzdem darauf, die angekündigte Politik durchzuführen, indem sie die Hoffnung ausdrückte, daß die bestehenden Gefahren jedenfalls für neutrale Schiffe durch Instruktionen auf das Mindestmaß beschränkt würden, die sie den Kommandanten ihrer Unterseeboote gegeben hatte und versicherte die Regierung der Vereinigten Staaten, daß sie jede mögliche Vorsichtsmaßregel anwenden würde, um die Rechte der Neutralen zu achten und das Leben der Nichtkombattanten zu schützen.

Der Protest der amerikanischen Regierung.

In Verfolg dieser Politik des Unterseebootkrieges gegen den Handel seiner Feinde, der so angekündigt und trotz des feierlichen Protestes der Regierung der Vereinigten Staaten begonnen wurde, haben die Unterseebootkommandanten der kaiserlichen Regierung ein Verfahren so rücksichtsloser Zerstörung geübt, das mehr und mehr während der letzten Monate deutlich werden ließ, daß die kaiserliche Regierung keinen Weg gefunden hat, ihnen solche Beschränkungen aufzuerlegen, wie sie gehofft und versprochen hatte. Immer wieder hat die kaiserliche Regierung der Regierung der Vereinigten Staaten feierlich versichert, daß mindestens die Passagierschiffe nicht in dieser Weise behandelt werden würden und gleichwohl hat sie wiederholt zugelassen, daß ihre Unterseebootkommandanten diese Versicherungen ohne jede Ahndung mißachteten. Noch im Februar dieses Jahres machte sie davon Mitteilung, daß sie die bewaffneten Handelsschiffe im feindlichen Eigentum als Teile der bewaffneten Seestreitkräfte ihrer Gegner betrachte und als Kriegsschiffe behandeln werde, indem sie sich so wenigstens implicite verpflichtete, nicht-bewaffnete Schiffe zu warnen und das Leben ihrer Passagiere und Besatzungen zu gewährleisten. Aber sogar diese Beschränkung haben die Unterseebootkommandanten unbekümmert außeracht gelassen.

Torpedierungen ohne Warnung.

Neutrale Schiffe, sogar neutrale Schiffe auf der Fahrt von einem neutralen nach einem anderen neutralen Hafen, wurden ebenso wie feindliche Schiffe in ständig wachsender Zahl zerstört. Manchmal wurden die angegriffenen Handelsschiffe gewarnt und zur Übergabe aufgefordert, bevor sie beschossen oder torpediert wurden, manchmal wurde ihren Passagieren und

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TAG:

Besatzungen eine dürftige Sicherheit zugebilligt, daß man ihnen erlaubte, in Boote zu gehen, bevor das Schiff versenkt wurde, aber wieder und wieder wurde keine Warnung gegeben, nicht einmal den Personen an Bord die Rettung in Boote gestattet. Große Ozeandampfer, wie die „Lusitania" und die „Arabic" und reine Passagierschiffe, wie die „Sussex" wurden ohne jede Warnung angegriffen, oft bevor sie gewahr wurden, daß sie sich einem bewaffneten feindlichen Schiffe gegenüber befanden und das Leben der Nichtkombattanten, Passagiere und Mannschaften wurde unterschiedslos und in einer Weise vernichtet, die die Regierung der Vereinigten Staaten nur als leichtfertig und jeder Berechtigung entbehrend erachten konnte. Keinerlei Grenze wurde tatsächlich der weiteren unterschiedslosen Zerstörung von Handelsschiffen jeder Art und Nationalität außerhalb der Gewässer gesetzt, welche die kaiserliche Regierung als in der Kriegszone gelegen zu bezeichnen beliebt hat. Die Liste der Amerikaner, die auf so angegriffenen und zerstörten Schiffen ihr Leben verloren, ist von Monat zu Monat gewachsen, bis die verhängnisvolle Zahl der Opfer in die Hunderte gestiegen ist.

Die Geduld der Vereinigten Staaten.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat eine sehr geduldige Haltung eingenommen. Auf jeder Stufe dieser schmerzlichen Erfahrung, von Tragödie zu Tragödie war sie bestrebt, durch wohlüberlegte Berücksichtigung der außergewöhnlichen Umstände eines Krieges ohne Beispiel sich lenken und durch Gefühle echtester Freundschaft für Volk und Regierung Deutschlands leiten zu lassen. Sie hat die aufeinanderfolgenden Erklärungen und Versicherungen der kaiserlichen Regierung als selbstverständlich in voller Aufrichtigkeit und gutem Glauben abgegeben, angenommen und hat die Hoffnung nicht aufgeben wollen, daß es der kaiserlichen Regierung möglich sein wird, die Handlungen der Befehlshaber ihrer Seestreitkräfte in einer Weise zu regeln und zu überwachen, die ihr Verfahren mit den anerkannten im Völkerrechte verkörperten Grundsätzen der Menschlichkeit in Einklang bringen wird.

Sie hat den neuen Verhältnissen, für die es keinen Präzedenzfall gibt, jedes Zugeständnis gemacht und war willens, zu warten, bis die Tatsachen unmißverständlich und nur einer Auslegung fähig wurden. Sie ist es einer gerechten Würdigung ihrer eigenen Rechte schuldig, der kaiserlichen Regierung zu erklären, daß dieser Zeitpunkt gekommen ist. Es ist ihr zu ihrem Schmerze klar geworden, daß der Standpunkt, den sie von Anfang an einnahm, unvermeidlich richtig ist, nämlich, daß der Gebrauch von Unterseebooten zur Zerstörung des feindlichen Handels notwendigerweise gerade wegen des Charakters der verwendeten Schiffe und der Angriffsmethoden, die ihre Verwendung naturgemäß mit sich bringt, gänzlich unvereinbar ist mit den Grundsätzen der Menschlichkeit, den seit lange bestehenden unbestrittenen Rechten der Neutralen und den heiligen Vorrechten der Nichtkombattanten.

Änderung des U-Bootkrieges oder Lösung der diplomatischen Beziehungen.

Wenn es noch die Absicht der kaiserlichen Regierung ist, unbarmherzig und unterschiedslos weiter gegen Handelsschiffe mit Unterseebooten Krieg zu führen, ohne Rücksicht auf das, was die Regierung der Vereinigten Staaten als die heiligen, unbestreitbaren Gesetze des internationalen Rechtes und der allgemein anerkannten Gebote der Menschlichkeit ansehen muß, so wird die Regierung der Vereinigten Staaten schließlich zu der Folgerung gezwungen, daß es nur einen Weg gibt, den sie gehen kann.

Soferne die kaiserliche Regierung nicht jetzt unverzüglich das Aufgeben der gegenwärtigen Methoden des Unterseebootkrieges gegen Passagiere und Frachtschiffe erklären und bewirken wollte, kann die Regierung der Vereinigten Staaten keine andere Wahl haben, als die diplomatischen Beziehungen zur deutschen Regierung ganz zu lösen.

Einen solchen Schritt faßt die Regierung der Vereinigten Staaten mit dem größten Widerstreben ins Auge; sie fühlt sich aber verpflichtet, ihn im Namen der Menschlichkeit und der Rechte der neutralen Nationen zu unternehmen.

Ich ergreife diese Gelegenheit, Eurer Exzellenz die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern. Gezeichnet: Gerard.

Anlage: Darlegung des Tatbestandes an Seine Exzellenz den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Herrn von Jagow.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Bittner, Georg

NEUES WIENER JOURNAL

Nr.: 8.084 TAG: 3.5.1916, 7

Im russischen Grenzwald.

Der Spion. — Vor einem Jahre und jetzt. — Das Leben im Walde.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Georg Bittner.)

(Vom Kriegspressequartier genehmigt.)

An der bessarabischen Front verbrachte ich einen Tag im Raume einer Division, deren Stellungen sich oben im Walde, dort, wo einst die Grenze zwischen Oesterreich und Rußland lief, dahinziehen. Der Tag war auch sonst infolge eines Zufalles reich an Zwischenfällen. An die Truppen war der Befehl herabgelangt, nach einem russischen Spion zu fahnden, der sich einem Gerücht zufolge in der Uniform eines österreichischen Hauptmanns mit blauen Aufschlägen hinter unserer Front herumtreiben sollte. Das Unglück wollte es, daß mein Führer, ein Hauptmann, blaue Aufschläge trug und daß wir infolge eines kleinen Wagenunfalls zu Fuß gehen mußten. Der Marsch durch Regen und Kot wäre ja ziemlich öde gewesen, aber er wurde uns durch eine ununterbrochene Kette von Verhaftungen gewürzt, die jeder vornahm, sobald er die blauen Aufschläge des Hauptmanns erblickte und die höchst abwechslungsreich verliefen, je nachdem, ob der Verhaftende ein Offizier oder ein Unteroffizier war und ob er sein Geschäft mehr von der strengen oder von der gemütlichen Seite auffaßte.

In dem Orte Czernawka stand einmal mitten in einem Park das geräumige Schloß des Gutsbesitzers Rosenfeld. Die Kosaken haben es gleich zu Beginn des Krieges so gründlich zerstört und niedergebrannt, daß kaum noch Mauerstümpfe übrigblieben. Von dort geht es aufwärts zu den Stellungen im Bergwald. Tausende von Stämmen mußten gefällt werden, um auf Knüppelwegen den Wagen und Fahrküchen die Zufahrt auf die Berge zu ermöglichen. Unsere Truppen sind auf einer weiten Strecke fast haargenau auf der russischen Grenzlinie eingegraben. Die Wachthäuser der russischen Kordonposten sind vom Erdboden verschwunden, nur die dreifarbigen russischen Grenzpfähle ließ man mitten zwischen den Stellungen stehen. Galizische Infanterie hat sich da oben Befestigungen von solcher Stärke und Geschicklichkeit in der Konstruktion geschaffen, daß ihr Oberst wohl die Bewunderung jedes Hoch- und Tiefbauingenieurs für sich in Anspruch nehmen kann.

Auch dort oben kann sich die Infanterie fast völlig den Schanz- und Befestigungsarbeiten widmen, denn der Russe gibt ihr nicht viel zu schaffen. Seine Artillerie arbeitet mit einer gewissen Regelmäßigkeit, aber die Infanterie auf beiden Seiten läßt nur dort, wo die Stellungen nahe aneinander laufen, die Minenwerfer reden.

In solchen Zeiten verhältnismäßiger Ruhe wird es deutlich um wie vieles erträglicher der Krieg durch die Erfahrungen eines Jahres doch in mancherlei Hinsicht für den Soldaten geworden ist. Wie viele alte Männer sah ich vor einem Jahr in der Karpathenfront. Heute tauchen in unseren vordersten Stellungen fast ausnahmslos junge Gesichter auf. Burschc, denen nicht nach einem langen Friedensleben der Krieg als etwas so völlig Ungeheuerliches erscheinen muß, wie jenen Alten. Die finden jetzt hinter der Front genug friedlichere Arbeit und so kommt es daß man heute im ganzen Kampfgebiet eigentlich mehr ruhige und selbst vergnügte Gesichter sieht, als vor einem Jahr. Härter als der Mann empfindet der Offizier die völlige Abgeschlossenheit von der Welt. Wir saßen eine Weile in der Hütte des Regimentskommandanten, den eben auch der Brigadier besuchte.

Alle Offiziere sitzen seit Wochen und Monaten dort oben in ihren Bretterbuden, haben die völlige Abgeschlossenheit im tiefen winterlichen Schnee, die kaum erträgliche Eintönigkeit wochenlanger Vorfrühlingsregengüsse, harte Kampf- und Arbeitstage und endlos lange Abende miteinander durchlebt. Niemals andere Gesichter als immer die der engsten Umgebung vor sich, keine andere Nachricht von der Außenwelt, als jene aus lange reisenden Briefen und Zeitungen. Das alles mag vielleicht schwerer zu ertragen sein als der Kampf selbst, denn es gibt eine Gewöhnung an die Gefahr, aber keine an die völlige Loslösung von allen geistigen Interessen, die man ein Leben lang gepflegt hat.

Ein Soldat tritt ein: „Herr Oberst, ich melde gehorsamst, die feindliche Artillerie beschießt die Hundert-Meter-Linie." — „Danke." Der Soldat tritt ab.

Hundert-Meter-Linie nennt man die Stellung der Kampfreserve, die ungefähr hundert Meter hinter der vordersten Stellung gelegen ist. Die Hundert-Meter-Linie ist ein paar Schritte vor der Hütte. Die Hütte zittert alle paar Minuten lang in allen Fugen. Es wird eine ausgezeichnete Mehlspeise aus Butterteig serviert. Wie die Fenster wieder einmal klirren, meint einer der Offiziere, daß wir — die Gäste — nun vielleicht besser daran täten, wieder hinunter zu gehen. Ohne Verabredung benehmen wir — die Gäste — uns außerordentlich ungezogen. Wir bleiben nämlich trotz dieser deutlichen Aufforderung sitzen. Jeder hat denselben stillen Gedanken: Dieser Offizier sitzt seit Monaten hier in der Bretterbude und weiß in keinem Augenblick seines Lebens, ob ihm nicht eine russische Granate den Teller oder das Bett zerschlagen wird. Er wäre kein Mensch, wenn er uns nicht darum beneiden würde, die wir heute nacht wieder in Czernowitz in einem zwar recht schmierigen Hotelbett, aber immerhin in einem Bett schlafen werden, nebenan auf dem allerdings wackligen Nachtkasten eine elektrische Lampe und mitten in der Sicherheit, daß dort keine russischen Granaten einfallen und daß am nächsten Morgen für uns der Schnellzug nach dem Westen geht. Wir schämen uns alle in diesem Augenblicke dieser schönen Dinge — aber darum sind wir lieber auch noch unhöflich und bleiben.

Es werden dann verschiedene Kampfepisoden aus der letzten Zeit erzählt, von dem Unteroffizier, der sein Maschinengewehr in einen Sack steckte, von den Russen unbehindert aus dem Graben herauskroch, sich seelenruhig auf einem Punkte aufstellte; von dem aus er den Russen in die Flanke knattern konnte. Von den Kroaten, die eines Nachts auszogen, eine russische Feldwache abfingen, sitzen blieben und warteten, bis die Ablösung kam, die sie auch abfingen, sitzen blieben und warteten, bis die beiden wachhabenden Inspektionsoffiziere kamen und auch die noch gefangen nahmen. — Ein Offizier zieht ein paar Infanteriegeschosse aus der Blusentasche. Je ein Muster der verschiedenen Infanteriegeschosse, die ihm im Laufe der letzten Tage ins „Schlafzimmer" geflogen waren. Da ist das normale russische Spitzgeschoß, daß neue ogivale, das japanische Spitzgeschoß und der plumpe Bleipatzen der Verdan-Gewehre. Dem Offizier ist trotz alldem nichts geschehen. Es ist ja alles nur Zufall. Nur die Horchposten schießen jetzt und jeder Mann hat in der gewohnten Stellung auch seine bestimmten Schußgewohnheiten. Da müssen zum Beispiel die Russen drüben einen Kerl haben, der immer am Morgen einen bestimmten Posten bezieht und sein Gewehr immer so in die Schießscharte legt, daß jede seiner Kugeln hier im Lager unserer Offiziere einen Weg bestreicht, den man natürlichem menschlichen Drängen folgend, gerade am Morgen gerne gehen möchte. Es bleibt aber nichts anderes übrig, als die zwei Stunden abzuwarten, bis dieser eine Soldat drüben abgelöst wird. Der nächste legt dann sein Gewehr wieder anders in die Schießscharte, schießt in andere Richtung und das Endziel jenes Weges ist wieder völlig ohne Lebensgefahr erreichbar.

Während nun so die Offiziere mancherlei aus ihrem täglichen Leben erzählten, war wieder eine Stunde verronnen und die russische Artillerie feuerte nicht mehr. Wir gingen bergab. Der Wald war schön wie in jedem Frühjahr. Auch Vögel sangen. Mitten im Wald liegt ein Friedhof mit frischen, weißen Grabkreuzen.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

TAGESPOST (Graz) (Sechsuhr-Abendblatt)

Nr.: 124 TAG: 5. 5. 1916, 1f.

Deutschlands Antwort an Amerika.

Der Wortlaut der deutschen Note.

K.-B. **Berlin**, 5. Mai. Das Wolffbureau meldet: Nachstehende Note ist in Beantwortung der amerikanischen Note vom 20. v. über die Führung des deutschen Unterseebootkrieges dem Botschafter der Vereinigten Staaten gestern abend übergeben worden:

Der Unterzeichnete beehrt sich, im Namen der kaiserlich deutschen Regierung Eurer Exzellenz auf das Schreiben vom 20. v. über die Führung des deutschen Unterseebootkrieges Nachstehendes zu erwidern:

Der „Sussex"-Fall.

Die deutsche Regierung hat das ihr von der Regierung der Vereinigten Staaten in Sachen der „Sussex" mitgeteilte Material an die beteiligten Marinestellen zur Prüfung weitergegeben. Auf Grund des bisherigen Ergebnisses dieser Prüfung verschließt sie sich nicht der Möglichkeit, daß das in Ihrer Note vom 10. v. erwähnte, von einem deutschen Unterseeboot torpedierte Schiff in der Tat mit der „Sussex" identisch ist. Die deutsche Regierung darf sich eine weitere Mitteilung hierüber vorbehalten, bis einige noch ausstehende, für die Beurteilung des Sachverhaltes ausschlaggebende Feststellungen erfolgt sind. Wenn es sich erweisen sollte, daß die Annahme des Kommandanten, ein Kriegsschiff vor sich zu haben, irrig war, so wird die deutsche Regierung die sich hieraus ergebenden Folgerungen ziehen.

Die Grundsätze des U-Boot-Krieges.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat an den Fall der „Sussex" eine Reihe von Behauptungen geknüpft, die in dem Satze gipfeln, daß dieser Fall nur ein Beispiel für die vorbedachte Methode unterschiedsloser Zerstörung von Schiffen aller Art, Nationalität und Bestimmung durch die Befehlshaber der deutschen Unterseeboote sei. Die deutsche Regierung muß diese Behauptung mit Entschiedenheit zurückweisen. Auf eine ins einzelne gehende Zurückweisung glaubt sie indessen im gegenwärtigen Stadium der Angelegenheit verzichten zu sollen, zumal da die amerikanische Regierung es unterlassen hat, die Behauptung durch konkrete Angaben zu begründen. Die deutsche Regierung begnügt sich mit der Feststellung, daß sie, und zwar lediglich mit Rücksicht auf die Interessen der Neutralen, im Gebrauche der Unterseebootwaffe sich weitgehende Beschränkungen auferlegt hat, obwohl diese Beschränkungen notwendigerweise auch den Feinden Deutschlands zugute kommen und einer Rücksicht der Neutralen bei England und dessen Verbündeten nicht begegnet sind.

In der Tat sind die deutschen Seestreitkräfte angewiesen, den Unterseebootkrieg nach den allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätzen über die Anhaltung, Durchsuchung und Zerstörung von Handelsschiffen zu führen mit der einzigen Ausnahme des Handelskrieges gegen die im englischen Kriegsgebiete betroffenen feindlichen Frachtschiffe, derentwegen der Regierung der Vereinigten Staaten niemals, auch nicht durch die Erklärung vom 8. Februar d. J., eine Zusicherung gegeben worden ist. Zweifel daran, daß die entsprechenden Befehle loyal gegeben worden sind und loyal ausgeführt werden, kann die deutsche Regierung niemandem gestatten.

Amerikas Haltung zu früheren deutschen Vorschlägen.

Irrtümer, wie sie tatsächlich vorgekommen sind, lassen sich bei keiner Art der Kriegführung ganz vermeiden und sind im Seekriege gegen einen Feind, der sich aller erlaubten und unerlaubten Listen bedient, erklärlich. Aber auch abgesehen von Irrtümern birgt der Seekrieg genau wie der Landkrieg für neutrale Personen und Güter, die in den Bereich der Kämpfe gelangen, unvermeidliche Gefahren. Selbst in Fällen, in denen sich die Kampfhandlung lediglich in den Formen des Kreuzerkrieges abgespielt hat, sind wiederholt neutrale Personen und Güter zu Schaden gekommen. Auf die Minengefahr, der zahlreiche Schiffe zum Opfer gefallen sind, hat die deutsche Regierung wiederholt aufmerksam gemacht. Die deutsche Regierung hat der Regierung der Vereinigten Staaten mehrfach Vorschläge gemacht, die bestimmt waren, die unvermeidlichen Gefahren des Seekrieges für amerikanische Reisende und Güter auf ein Mindestmaß zurückzuführen. Leider hat die Regierung der Vereinigten Staaten nicht geglaubt, auf diese Vorschläge eingehen zu sollen, andernfalls würde sie beigetragen haben, einen großen Teil der Unfälle zu verhindern, von denen inzwischen amerikanische Staatsangehörige betroffen worden sind. Die deutsche Regierung hält auch heute noch an dem Angebote fest, Vereinbarungen in dieser Richtung zu treffen.

Kein Verzicht auf den U-Bootkrieg.

Entsprechend den wiederholt von ihr abgegebenen Erklärungen kann die deutsche Regierung auf den Gebrauch der Unterseebootwaffe auch im Handelskriege nicht verzichten. Wenn sie sich heute in der Anpassung der Methoden des Unterseebootkrieges an die Interessen der Neutralen zu einem weiteren Entgegenkommen entschließt, so sind für sie Gründe bestimmend, die sich über die Bedeutung der vorliegenden Streitfrage erheben. Die deutsche Regierung mißt den hohen Geboten der Menschlichkeit keine geringere Bedeutung bei, als die Regierung der Vereinigten Staaten und trägt auch voll Rechnung der langen gemeinschaftlichen Arbeit der beiden Regierungen an der von diesen Geboten geleiteten Ausgestaltung des Völkerrechtes, deren Ziel stets eine Beschränkung des Land- und Seekrieges auf die bewaffnete Macht der Kriegführenden und die tunlichste Sicherung von Nichtkämpfenden gegen die Grausamkeiten des Krieges war. Für sich allein würden jedoch diese Gesichtspunkte, so bedeutsam sie sind, für die deutsche Regierung bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge nicht den Ausschlag geben können, denn gegenüber dem Appell der Regierung der Vereinigten Staaten an die geheiligten Grundsätze der Menschlichkeit und des Völkerrechtes muß die deutsche Regierung erneut mit allem Nachdrucke feststellen, daß es nicht die deutsche, sondern die britische Regierung gewesen ist, die diesen furchtbaren Krieg unter Mißachtung aller zwischen den Regierungen vereinbarten Rechtsnormen auf das Leben und Eigentum der Nichtkämpfer ausgedehnt hat, und zwar ohne jede Rücksicht auf die durch diese Art der Kriegführung schwer geschädigten Interessen und Rechte der Neutralen und Nichtkämpfenden. In der bittersten Notwehr gegen die rechtswidrige Kriegführung Englands im Kampfe um das Dasein des deutschen Volkes hat die deutsche Kriegführung zu dem harten, aber wirksamen Mittel des Unterseebootkrieges greifen müssen.

Zweierlei Maß.

Bei dieser Sachlage kann die deutsche Regierung nur erneut ihr Bedauern aussprechen, daß die humanitären Gefühle der amerikanischen Regierung, die sich mit so großer Wärme den bedauernswerten Opfern des Unterseebootkrieges zuwenden, sich nicht mit der gleichen Wärme auch auf die vielen Millionen von Frauen und Kindern erstrecken, die nach der erklärten Absicht der englischen Regierung in den Hunger getrieben und durch ihre Hungerqualen die siegreichen Armeen der Zentralmächte zu schimpflicher Kapitulation zwingen sollen. Die deutsche Regierung und mit ihr das deutsche Volk, hat für dieses ungleiche Empfinden umsoweniger Verständnis, als sie sich zu wiederholtenmalen ausdrücklich bereit erklärt, sich mit der Anwendung der Unterseebootwaffe streng an die vor dem Kriege anerkannten völkerrechtlichen Normen zu halten, wenn England sich dazu bereit findet, diese Normen gleichfalls seiner Kriegführung zu Grunde zu legen. Die verschiedenen Versuche der Regierung der Vereinigten Staaten, die großbritannische Regierung hiezu zu bestimmen, sind an der strikten Ablehnung der britischen Regierung gescheitert. England hat auch weiterhin Völkerrechtsbruch auf Völkerrechtsbruch gehäuft und in der Vergewaltigung der Neutralen jede Grenze überschritten. Seine letzte Maßnahme, die Erklärung deutscher Bunkerkohle als Bannware, verbunden mit den Bedingungen,

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TAG:

zu denen allein englische Bunkerkohle an die Neutralen abgegeben wird, bedeutet nichts anderes als den Versuch, die Tonnage der Neutralen durch eine unerhörte Erpressung unmittelbar in den Dienst des englischen Wirtschaftskrieges zu zwingen.

Die Verweisung an die richtige Stelle.

Das deutsche Volk weiß, daß es in der Hand der Regierung der Vereinigten Staaten liegt, den Krieg im Sinne der Menschlichkeit und des Völkerrechtes auf die Streitkräfte der kämpfenden Staaten zu beschränken. Die amerikanische Regierung wäre dieses Erfolges sicher gewesen, wenn sie sich entschlossen hätte, ihre unbestreitbaren Rechte auf die Freiheit der Meere England gegenüber nachdrücklich geltend zu machen. So aber steht das deutsche Volk unter dem Eindrucke, daß die Regierung der Vereinigten Staaten von Deutschland in dessen Existenzkampf eine Beschränkung im Gebrauche der wirksamen Waffen verlangt und die Aufrechterhaltung der Beziehungen zu Deutschland von der Erfüllung dieser Forderung abhängig macht, während sie sich gegenüber den völkerrechtswidrigen Methoden seiner Feinde mit Protesten begnügt. Auch ist dem deutschen Volke bekannt, in wie weitem Umfange unsere Feinde aus den Vereinigten Staaten mit Kriegsmitteln aller Art versehen werden. Unter diesen Umständen wird verstanden werden, daß die Anrufung des Völkerrechtes und der Gefühle der Menschlichkeit im deutschen Volke nicht den vollen Widerhall finden kann, dessen ein solcher Appell hier unter anderen Verhältnissen stets sicher ist.

Deutschlands Zugeständnisse.

Wenn die deutsche Regierung sich trotzdem zum äußersten Zugeständnisse entschließt, ist für sie entscheidend einmal die mehr als hundertjährige Freundschaft zwischen beiden großen Völkern, sodann aber der Gedanke an das schwere Verhängnis, mit dem die Ausdehnung und Verlängerung dieses grausamen blutigen Krieges die gesamte zivilisierte Menschheit belastet. Das Bewußtsein der Stärke erlaubte der deutschen Regierung zweimal im Laufe der letzten Monate, ihre Bereitschaft zu einem Deutschlands Lebensinteressen sichernden Frieden offen und vor aller Welt zu bekunden. Sie hat damit zum Ausdrucke gebracht, daß es nicht an ihr liegt, wenn den Völkern Europas der Friede noch länger vorenthalten bleibt. Mit umso stärkerer Berechtigung darf die deutsche Regierung aussprechen, daß es vor der Menschheit und der Geschichte nicht zu verantworten wäre, nach 21monatiger Kriegsdauer die über den Unterseebootkrieg entstandene Streitfrage eine den Frieden zwischen dem deutschen und amerikanischen Volk ernstlich bedrohende Wendung nehmen zu lassen. Einer solchen Entwicklung will die deutsche Regierung, soweit es an ihr liegt, vorbeugen. Sie will gleichzeitig ihr Letztes beitragen, um, solange der Krieg noch dauert, eine Beschränkung der Kriegführung auf die kämpfenden Streitkräfte zu ermöglichen, ein Ziel, das die Freiheit der Meere einschließt und in dem die deutsche Regierung mit der Regierung der Vereinigten Staaten sich auch heute noch einig glaubt.

Neue Weisungen über den U-Bootkrieg.

Von diesem Gedanken geleitet, teilt die deutsche Regierung der Regierung der Vereinigten Staaten mit, daß die Weisung an die deutschen Seestreitkräfte ergangen ist, in Beobachtung der allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätze über die Anhaltung, Durchsuchung und Zerstörung von Handelsschiffen auch innerhalb des Seekriegsgebietes, Kauffahrteischiffe nicht ohne Warnung und Rettung der Menschenleben zu versenken, es sei denn, daß diese fliehen oder Widerstand leisten. Im Daseinskampfe, den Deutschland zu führen gezwungen ist, kann ihm jedoch von den Neutralen nicht zugemutet werden, sich mit Rücksicht auf ihre Interessen im Gebrauche einer wirksamen Waffe Beschränkungen aufzuerlegen, wenn es den Gegnern gestattet bleibt, ihrerseits völkerrechtswidrige Mittel nach Belieben in Anwendung zu bringen. Ein solches Verlangen würde mit dem Wesen der Neutralität unvereinbar sein. Die deutsche Regierung ist überzeugt, daß der Regierung der Vereinigten Staaten eine derartige Zumutung fernliegt. Dies entnimmt sie aus der wiederholten Erklärung der amerikanischen Regierung, daß sie allen Kriegführenden gegenüber die verletzte Freiheit der Meere wieder herzustellen entschlossen sei.

Die Freiheit der Meere.

Die deutsche Regierung geht demgemäß von der Erwartung aus, daß die neue Weisung an die Seestreitkräfte auch in den Augen der Regierung der Vereinigten Staaten jedes Hindernis für die Verwirklichung der in der Note vom 23. Juli 1915 angebotenen Zusammenarbeit zu der noch während des Krieges zu bewirkenden Wiederherstellung der Freiheit der Meere aus dem Wege räumt und zweifelt nicht daran, daß die Regierung der Vereinigten Staaten nunmehr bei der großbritannischen Regierung die alsbaldige Beobachtung derjenigen völkerrechtlichen Normen mit allem Nachdrucke verlangen und durchsetzen wird, die vor dem Kriege allgemein anerkannt waren und insbesonders in den Noten der amerikanischen Regierung an die britische Regierung vom 28. Dezember 1914 und vom 5. November 1915 dargelegt sind.

Volle Freiheit der Entschließungen im Falle ablehnender Haltung Englands.

Sollten die Schritte der Regierung der Vereinigten Staaten nicht zum gewollten Erfolge führen, den Gesetzen der Menschlichkeit bei allen kriegführenden

Nationen Geltung zu verschaffen, so würde die deutsche Regierung sich einer neuen Sachlage gegenübersehen, für die sie sich die volle Freiheit der Entschließungen vorbehalten muß.

Der Unterzeichnete benützt den Anlaß, um dem Botschafter die Versicherung seiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern.

Gezeichnet: v. Jagow.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

NEUES WIENER JOURNAL

Nr.: 8.090 TAG: 9. 5. 1916

Bittner, Georg

Soldatengräber in Tirol.

Ein Heldenfriedhof.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Georg Bittner.)

Standort eines Kommandos in den Dolomiten, Anfang Mai 1916.

Nach dem Kriege darf nicht das ganze Reich wie eine Grabstätte aussehen. Jedes Soldatengrab muß für immer ein heiliger Ort bleiben, aber das traurige Schauspiel einsam verfallener Gräber darf nicht überall dort, wo der Krieg übers Land ging, auf Schritt und Tritt die Lebenden an das große Sterben wieder erinnern.

Tief drin in denen Dolomiten, dort, wo die Bevölkerung noch die von den rhäto-romanischen Vorvätern ererbte ladinische Mundart spricht, hat ein Kommando seinen Standort. (Nebenbei gesagt, sollen die ladinischen Ortsbezeichnungen jetzt wieder allgemein eingeführt werden. So wird Predazzo Pardatsch, Vigo Vik, Campitello Tschampell heißen usw.). Ein Zufall will es, daß beim Kommando mehrere Künstler, Architekten und Maler als Reserveoffiziere eingeteilt sind. Sie haben in gemeinsamer Arbeit auf der Höhe hinter dem Ort einen Heldenfriedhof geschaffen, der gestern eingeweiht wurde. Ueberall sind Ueberlieferungen alter Bauernkunst angewendet und festgehalten, und trotzdem oder vielleicht eben darum mutet alles, was hier die Künstler geschaffen haben, an, als wäre es aus modernstem Kunstempfinden geboren. Da ist gleich ein Portikus, den einfache glatte Rundsäulen aus Holz tragen. Die Säulen hätten eigentlich aus Stein sein sollen, aber die Felsblöcke hinaufzuschaffen und zu behauen, hätte zu viel Zeit und Arbeit gekostet. Es gibt genug Bauernhäuser aus dem Ausgang des XVIII. Jahrhunderts, in denen Formen, die in Stein gedacht waren, in Holz nachgeschnitzt sind. Der Bauer, der hier fiel und begraben wurde, soll gebettet sein, wie sein Vater und sein Ahne. Der Kranz der Berge blickt auf diesen Friedhof hinab. Wie waren diese Berge, ob sie nun Schnee oder Nebel oder Sonnenschein trugen, heiter, stark und freudevoll, wenn man in Friedenszeiten zu ihnen kam. Nun scheinen sie lastend und dunkel und man ahnte, daß in ihnen das Verhängnis haust, wüßte man auch nicht, daß in jenem Einschnitt die Vorposten der eigenen Truppen stehen, daß in jener Schlucht der Feind sein Lager hat. Das Tor des Heldenfriedhofes hier auf der Höhe hat eine seltsame Gittertür. Sie ist aus den spitzen, eisernen Trägern von Drahtverhauen gebildet.

Ein Dutzend Grabhügel wölben sich im Friedhof. Soldaten, die im feindlichen Feuer fielen, andere, die eine Lawine begrub. Ein Kranz aus Reisig und zartester roter Erika liegt auf jedem Grabe. In den Formen der Grabkreuze sind wieder die biedermeierischen Motive, wie man sie auf Friedhöfen hier im Gebirge und in Schnitzarbeiten findet, ideenvoll gewandelt, auch die bunte Bemalung, die das Grab hell und friedvoll macht, fehlt nicht. Die aus Blech geschnittene Figur eines kämpfenden Soldaten, die manche Kreuze bekrönt, trägt dem einfachen Anschauungssinne Rechnung.

Höher als alle Kreuze ist der Feldaltar errichtet. Zwei Bauern stehen davor als Ehrenwache in der ererbten Tracht des Tales: Kurzer, grüner Frack, rote Weste mit Goldborten, kurze Lederhose, weiße Strümpfe, auf dem Kopf ein niedriger Filzzylinder mit einer Adlerfeder. Sie tragen, die alten, alten Schützenfahnen, die vielleicht schon das Jahr Neun sahen. Nichts ist seit damals anders geworden, vielleicht nur die Uniformen der Offiziere und Soldaten, die betend zwischen den Grabkreuzen stehen. Männer und Frauen aus dem Dorfe haben dieselben harten Arbeitsgesichter, die die Bergbauer aller Zeiten hatten, jener, der mit der Sense gegen die Franzosen und der, der mit dem Mannlichergewehr gegen die Italiener zog. Während der Priester den Kelch hebt und alle Häupter sich neigen, spürst Du es stärker denn je, daß vor dem Antlitze der Ewigkeit hundert Jahre wie ein Tag sind. Nur die Grabhügel sind frisch und die Kreuze neu, sonst aber ist auf diesem Bergfriedhof alles, als wäre die Zeit stillgestanden wie die Berge. Auch die Gesichter der Feldkuraten, die dem jungen zelebrierenden Priester assistieren, sind längst vertraut. Da ist das scharfe, eckige, hagere Gesicht des Bauernsohnes im Priesterrock, da ist der schwarzbärtige Kapuzinerkopf eines Kuraten, der stundenweit aus einer Stellung der Standschützen herabgestiegen ist. Nach der Wandlung krachen die Infanteriesalven. Der Knall rollt an der nächsten Bergwand wieder. Dann ist fünf oder sechs Augenblicke Stille, bis der Schall von den ferneren Felsen zurückgeworfen wiederkehrt.

Der Feldsuperior spricht zu den Lebenden und zu den Toten. Der Ton des Kanzelredners liegt ihm ferne. Er spricht wie ein alter Soldat, der fest im Glauben ist und der weiß, wie man zu Männerherzen redet. Keinen hörte ich noch reden, dessen Worte sich so sicher und fest, so völlig ohne Pathos zu höchstem Schwunge steigerten, wie die Sätze dieser Bergpredigt. Sie schien aus dem harten Boden selber zu kommen, auf dem der Priester stand, und manchmal schien es, als rede er nicht nur zu den Soldaten, die ihn umstanden, und zu denen, deren treuen Tod er pries, sondern auch zu den Felsschroffen und zu den Schneefeldern, zu den Wäldern und Wildbächen, die ja alle ihren Teil haben an diesem Krieg. Als wollte er aber in einem Satze dann noch einmal alles sammeln, was seine Predigt enthielt, so schloß er mit den Worten: „Gott, der Allmächtige, segne unseren Kaiser!" Dann stieg die Volkshymne in die Luft; erst nur in den Stimmen der Sänger, bis dann alle mitsangen, Generale, Offiziere, Soldaten und Bauern. Sie sangen dann noch das alte, deutsche Lied, dem kein Herz widerstehen kann: Es ist bestimmt in Gottes Rat. Die Tiroler Fahnen neigten sich zum letztenmal über die Gräber. Dann blieben die Toten allein zwischen ihren Mauern tief beschneiter Berge.

Dort, wo der Friedhof liegt, stand einst das Dorf, bis ein Bergsturz es wegfegte. Nur die Kirche aus dem Ende des XIV. Jahrhunderts steht noch. Da sie ein wenig abseits von der großen Straße aufragt, kennt sie wahrscheinlich kein Kunstgelehrter. Die Wand neben dem Tor trägt ein großes Freskogemälde, St. Christophorus. Wie der Riese im Wasser ausschreitet, wie sein blauer Mantel unter dem Wasser von den Wellen getrieben wird und wie der pfirsichfarbene Mantel des Christuskindes über den Wassern schwimmt — das alles könnte ebensogut von Klimt sein. Der romanische, geschnitzte Hauptaltar verdiente vielleicht, ebenso berühmt zu sein, wie der St. Wolfganger. Vielleicht wird er es nach dem Kriege, da ja dann viele von ihm erzählen werden, und da nun die Soldaten in der Welt alles machen müssen, auch alte Kirchen entdecken.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

NEUES WIENER JOURNAL

Nr.: 8.091 TAG: 10.5.1916

BITTNER, Georg

Die Elektrotechnik im Gebirgskriege.

Fahrbare Kraftanlagen. — Elektrische Oefen in der Eisregion. — Technische Höchstleistungen.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Georg Bittner.)

(Vom Kriegspressequartier genehmigt.)

Standort eines Kommandos in den Dolomiten, anfangs Mai.

Zehntausende unserer Soldaten haben diesen Winter in Gebirgsstellungen in Höhen zwischen zwei- und dreitausend Metern überdauert. Schon während der vorjährigen Winterkämpfe in den Karpathen wurde es allgemein bekannt, wie viel die Kämpfer dort unter Schnee und Kälte zu leiden hatten und wie groß die Zahl jener war, denen der Frost den Tod oder doch dauernde Schäden brachte. Die Befürchtung lag also nahe, daß der Hochgebirgswinter des Krieges gegen Italien an die Widerstandskraft der Truppen noch viel schwerere Anforderungen stellen würde. Die Wirklichkeit hat aber nicht nur diese Befürchtungen Lügen gestraft, sondern sogar die optimistischesten Erwartungen übertroffen.

Dieses Ergebnis konnte natürlich nur durch umfassende Fürsorgemaßnahmen für die Truppen erzielt werden. Menschlicher Erfindungsgeist strahlte nach allen Richtungen aller Wissensgebiete aus. Man blieb keineswegs bei der Binsenwahrheit stehen, daß das Einfachste auch immer das Beste sein müsse. Nur wurden Probleme, an die man sich früher gar nicht erst herangetraut hätte, mit äußerster Kraftanstrengung in die Tat umgesetzt. In unseren Weltstädten hat man sich noch lange nicht daran gewöhnt, sich die Elektrizität auch zu den alltäglichen Bedürfnissen des Haushaltes dienstbar zu machen. Auf den Dolomitenkämmen wurde den ganzen Winter über elektrisch gekocht und geheizt. In den Dolomiten findet man heute alle paar Kilometer weit, in den Tälern und auf den Höhen elektrische Kraftanlagen. Stabile, elektrische wurden im Bereiche dieses Kommandos angelegt, wo es nötig und möglich war. Außerdem wurde fast in jede größere Stellung eine fahrbare elektrische Station, bestehend aus einer Dynamomaschine und einem Benzinmotor, eingebaut. Es bedurfte einer Reihe neuartiger Detailkonstruktionen und -Erfindungen, um die Maschinen der starken Inanspruchnahme beim Transport und den Forderungen des Terrains anzupassen. Es waren immer wieder neue Probleme, wenn Maschinen durch den tiefen Schnee auf Alpenkämme gebracht werden mußten, auf die sonst im Sommer höchstens der Träger auf seiner „Kraxen" die allernötigsten Nahrungsmittel brachte. Motore und Dynamos wurden zerlegt und auf Wagen oder auf Schlitten, mitunter auch mit den schon vorher angelegten Seilbahnen in die Stellungen hinaufgeschafft. Es handelte sich immer darum, vor allem für jene Truppen zu sorgen, die am exponiertesten, also auf den höchsten Stellungen, kämpfen. Für den Transport des Benzins wurden wieder eigene Behältnisse konstruiert, die paarweise auf ein Tragtier geladen werden können, wenn sie auch die letzte Wegstrecke häufig mit Trägern befördert werden mußten. Nichts von all dem hatte es früher gegeben und alles kam in diesem einen Abschnitt der Front zum erstenmal in Gebrauch.

Die elektrische Kraft wurde nun allen „häuslichen" Verrichtungen des Schützengrabens im Dolomitengestein dienstbar gemacht. Alle Stellungen dort oben sind elektrisch beleuchtet. Zum Heizen und Kochen muß nicht mehr Holz in jeden dieser Unterstände getragen werden, die hoch oberhalb der Baumregion liegen. Da sind eigene kleine Rundöfen, die an die elektrische Leitung angeschlossen werden. Der elektrische Kochapparat ist so konstruiert, daß die Menageschalen in ihm entsprechend Platz finden. Das Genialste und Menschenfreundlichste sind aber doch die Heizvorrichtungen für die Feldwachen. Der Mann, der diesen weit vorgeschobenen Posten bezieht, vielleicht weit draußen auf einer Felszacke, eingehüllt in Schnee und bei zwanziggradiger Eiseskälte, kann unmöglich durch Pelz und Wollwerk genügend geschützt werden. Zu ihm hinaus läuft hier ein dünner, isolierter Grat und der Mann hat auf seinem Stand einen kleinen, elektrisch gut durchwärmten Ofen. Er kann darauf stehen und sich die Füße wärmen, kann sich daraufsetzen oder die Hände darüber halten. Die Zeiten, in denen solche vorgeschobene Posten beständiger Erfrierungsgefahr ausgesetzt waren, sind vorbei.

Weiter rückwärts, auf den Hilfsplätzen, sterilisieren die Chirurgen ihre Instrumente in elektrisch geheizten Apparaten und haben so auch in jedem Augenblick warmes Wasser zur Hand.

Das alles ist die feinere Arbeit, die der elektrischen Kraft übertragen wurde. Um so mehr muß sie natürlich für die gröberen Kräfte herhalten. Ueberall, wo Felsen gesprengt werden, und das ist ja bei den unzähligen Straßen- und Stellungbauten ununterbrochen nötig, treibt sie die Bohrmaschinen. Stroh ist in diesen Gegenden — schon der Transportschwierigkeiten wegen — rar. Tannenreisig hat sich als Streu für die Pferde nicht bewährt, um so besser aber Holzwolle, die auch in den Mannschaftsunterständen vielfach verwendet wird. Holz gibt es bekanntlich in Tirol genug.

Diese kurzen Andeutungen genügen sicherlich, um eine Vorstellung von der Unsumme an Arbeit zu geben, die der Krieg hier auf diesem einen Gebiete allein gefordert hat. Allerdings waren es zum guten Teile wieder Arbeiten, die sich nur im Kriege durchführen ließen. Der eiserne Muß, der Wegfall aller Sparbedenken dort, wo es Menschenleben gilt, anderseits wieder der durch den Krieg gezeugte höchste Wagemut und die Verfügbarkeit über Menschenkräfte, die im Frieden unbezahlbar wären, ließen Werke entstehen, an die in Friedenszeiten kein Techniker gedacht hätte. Ein Lokomobil, dessen Kessel allein 22.000 Kilogramm wiegt, mußte im Februar über einen 2300 Meter hohen Paß und in eine 2000 Meter hohe Stellung gebracht werden. Erst wurden eigene Waggons gebaut, Tunnels erweitert, Schlitten konstruiert. Dann war der Koloß im Schnee erst recht nicht vom Fleck zu bringen. Also wurde vor die Schlitten einer der größten verfügbaren Motorwagen gespannt Es ging aber noch immer nicht. Also spannten sich vor den Motorwagen noch 250 Mann und nun ging's. Heute bedeutet die Maschine dort oben Tausenden von Kämpfern Licht, Wärme, Leben überhaupt. Der Krieg ist nicht nur teilweise ein technisches Problem, er schafft und löst täglich neue.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 132 TAG: 13. 5. 1916

* **Ein „Dokument" über das Attentat.** Das Korrespondenzbüro meldet aus Sarajevo: Die hiesigen Blätter veröffentlichen vom 12. d. nachstehendes Dokument, das bei der Eroberung Serbiens von den k. u. k. Truppen vorgefunden worden ist:

Belgrader Stadtverwaltung, Polizeiabteilung, Nummer — (vertraulich).

Belgrad, 30. Juni 1914.

Dem Herrn Minister für innere Angelegenheiten!

Ich beehre mich, Sie, Herr Minister, in Kenntnis zu setzen, daß gestern abend drei Personen, gewesene Freischärler, zu Svetolik Savic, Eigentümer des Blattes „Balkan", gekommen sind, um ihm den Auftrag des Majors Herrn Tankosic zu übermitteln, daß er (Savic) in gar keinem Falle in seinem Blatte irgend etwas über irgend welche Verbindungen und Beziehungen des Attentäters Cabrinovic mit hiesigen Persönlichkeiten und deren Bekannten verlauten lassen und überhaupt in seinem Blatte nichts schreiben dürfe, was wen immer unter den Serben kompromittieren könnte. Ansonsten werde es böse ausgehen. Indem ich Ihnen, Herr Minister, obiges vermelde, beehre ich mich zu berichten, daß ich Maßnahmen ergriffen habe, um die Namen jener gewesenen Freischärler zu erfahren.

Der Verwalter Belgrads:
Unterschrift unleserlich.

Dazu bemerkt das Korrespondenzbüro: „Die Verbindung der Sarajevoer Attentäter mit dem königlich serbischen Major Tankosic wird also hier durch ein amtliches serbisches Dokument neuerlich bestätigt. Dieses Dokument ist auch deshalb besonders bemerkenswert, weil es beweist, daß bereits am 29. Juni 1914, also am Tage nach dem Sarajevoer Attentat, der königlich serbische Major Tankosic Vorsorge getroffen hat, um die bestehenden Verbindungen des Cabrinovic mit Belgrader Persönlichkeiten in der Presse totzuschweigen."

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

NEUES WIENER JOURNAL

Nr.: 8.098 TAG: 17.5.1916, 7 B

Bittner, Georg

Fahrt zur Dolomitenfront.

Bozen. — Generale. — Auf einer Dolomitenstraße. — Eine Skipatrouille. — Standschützen. — Ein Kriegskino.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Georg Bittner.)

(Vom Kriegspressequartier genehmigt.)

Standort eines Grenzabschnittskommandos in den Dolomiten, 7. Mai 1916.

Es ist ein ausgesprochener Unterschied zwischen den Orten hinter unseren östlichen und denen hinter unseren westlichen Fronten. Im Osten ist der Krieg Ausrede für vieles, im Westen niemals. Im Osten wird jede Nichtigkeit auf das Konto des Krieges gesetzt, zweifelhafte Bettücher, faule Kellner, zerbrochene Coupéfenster. Im Westen ist alles so nett und anständig geblieben, wie nur je im Frieden. Ich habe ja die stille Hoffnung, daß der Krieg viel zur Entdeckung Oesterreichs durch die Oesterreicher beitragen wird. Wie viele, die früher nur für ein paar kurze Sommerwochen aus den Großstädten herauskamen, erleben jetzt zum erstenmal einen Südtiroler Frühling. Keines Menschen Gemüt kann aber so tief eingekapselt sein, daß ihm nicht ein Abendspaziergang am Talferufer in Bozen, jetzt, da in das vielfarbige Blühen das Eis des Rosengartens blickt, ein großes, unauslöschliches Erlebnis wäre.

In Bozen sah ich den lieben, freundlichen Exzelenzherrn wieder. Einen jener hochgestellten österreichischen Männer, deren volle Kraft und Güte auch erst durch den Krieg offenbar geworden ist. Einer von jenen Siegern, der alles Starre und Eiserne, das der Krieg sicherlich auch ihm aufgezwungen hat, irgenwo tief in seinem Innern verbirgt, es für sich behält, unnütz findet, damit zu klirren. Ich traf ihn in Galizien, dann in Rußland, jetzt in Tirol. Läge es in seiner Art, je von dem Erlebten und Errungenen zu reden, oder auch nur zu dulden, daß davon in seiner Gegenwart gesprochen werde, so würde er ganz sicherlich dazu lächeln.

Der Exzellenzherr erlaubte mir also, gleich am nächsten Tag mit dem Auto des Kuriers dolomitenwärts loszufahren. Die Fahrt geht durch eine Schlucht, die im Baedeker mit allen erdenklichen Sternen ausgezeichnet ist. Die berühmte Straße zwischen Felswand und Schlucht war dem Kriege zu enge geworden. Trains und Lastautokolonnen müssen Tag und Nacht durch die Schlucht, bergauf und bergab aneinander vorbei; denen war die Straße der Postkutschen und Vergnügungsfiaker zu schmal und zu steil. Wo es am notwendigsten war, ist die Straße längst gehoben und verbreitert. Immer noch werden auf der einen Seite Betoneisenbogen in den Wildbach hinausgebaut, wird der Fels auf der anderen Seite gesprengt. Je näher das Auto der Paßhöhe kommt, desto höher liegt noch der Schnee. Am Ostersonntag soll es fast heftiger geschneit haben, als an irgendeinem Wintertag.

Dem Kommando dort oben untersteht ein gewaltiges Stück der Grenzkämme im Hochgebirge, und ich hatte durch mehrere Tage Gelegenheit, zuzusehen, wie die einzelnen Referenten vom den verschiedensten differenzierten Aufgaben, vor die sie die Sorge um Verteidigung und Nachschub stellt, ständig in Atem gehalten werden, bald in den Stellungen, bald in den Kanzleien arbeiten und auch dort durch das Telephon nahezu in unausgesetzter Verbindung mit den Kampftruppen bleiben.

Nach einigen Tagen ergab sich für mich die Gelegenheit, mit dem Postauto zum Standort eines Grenzabschnittskommandos weiterzufahren. Auf dem schweren Lastwagen fuhren die verschiedensten Soldatentypen mit; ein junger Artillerie-Einjähriger, der in die Stellung seiner Batterie abging, eine Skipatrouille und ein alter Tiroler Standschütze. Die vier Leute der Skipatrouille hatten alle die Bergführerprüfung abgelegt, drei von ihnen waren Tiroler, der Kommandant ein Zugführer, ein Wiener, in Friedenszeiten Elektrotechniker und Tourist, einer von den jungen Leuten, die man am Samstagabend mit nackten Knien und ungeheuren Rucksäcken zu den Bahnhöfen laufen sieht und die bis zum Montagmorgen die forciertesten Bergtouren durchführen. Bei diesem hier hatte sich das Training bewährt. Er trug zwei Tapferkeitsmedaillen und hatte vier Wintermonate zusammen mit einigen anderen Skifahrern als Feldwache in einer Felskaverne, dreitausend Meter hoch zugebracht. Vier Meter hoch, erzählte er, lag der Schnee über dem Ausstiegloch, immer wieder mußte ein Schacht hindurch geschaufelt werden und trotzdem war es im Felsenunterstand so finster, daß die Leute Tag und Nacht Licht brennen mußten. Zu Tal kam einer oder der andere ab und zu, um Proviant und Kerzen zu holen, stieg dann gleich wieder zurück und sechsundzwanzig Tage lang waren sie einmal durch die Schneemassen von jedem menschlichen Verkehr abgeschlossen, konnten nur mit einem aus Brettern zusammengenagelten Sprachrohr zur nächsten Feldwache hinüberrufen, die auf der nächsten Felsschroffe stand, durch das Tal von ihnen getrennt.

Als die Vier ausstiegen, rückte der alte Standschütz zu mir. Ein Kutscher, der jedes Jahr in einem andern Hotel diente, bald in Tirol und bald in der Schweiz. Im vorigen Frühjahr fuhr er mit dem Omnibus eines Hotels in Innichen. Da brach der Krieg mit Italien aus und wie so viele andere meldete sich der Sechzigjährige freiwillig. Zum Waffendienst ist er freilich zu alt, aber er fährt nun als Postordonnanz in den Dolomiten umher. Alles wollte er wissen, ob der Fall von Kut-el-Amara von Bedeutung sei, ob die russischen Truppensendungen nach Marseille den Deutschen schaden könnten, ob Bethmann Hollweg und Asquith sich je über Belgien einigen würden, was mit Russisch-Polen geschehen werde usw. Er hatte noch manche Frage auf dem Herzen, als ich am Ziel meiner Fahrt angelangt war.

Ein kleines ladinisches Nest in einem engen Tal. Die Ladiner gehören zu den Kaisertreuesten. Ein Offizier erzählte mir, daß ihn sein ladinischer Wirt, ein Mann von 58 Jahren, lange Zeit hindurch, scheinbar mit einiger Sorge immer wieder gefragt habe, ob er wohl auch noch werde einrücken müssen. Im Mai des Vorjahres kam der Mann dann und meldete dem Offizier, daß er jetzt nicht länger mehr das Haus besorgen könne. Er hatte sich freiwillig gegen Italien gemeldet. Lief auch, ohne noch einmal nach Haus und Hof zu sehen, talaus zum Versammlungsort seines Standschützen-Bataillons. Er hatte nur immer gefürchtet, gegen einen anderen als den italienischen Feind ins Feld gehen zu müssen. — Die ladinischen Frauen sind jetzt überall fleißig an der Feldarbeit. Meist pflanzen sie Kartoffeln auf den mageren Aeckern. Vielleicht, daß der Boden erträgnisreicher sein wird, wenn man sich nach dem Kriege dieses Volkes von erprobter Treue mehr annimmt. Heute pflügen sie noch mit hölzernem Pfluge.

In den kleinen Ort, in dem das Grenzabschnittskommando sein Standquartier hat, in dem sich früher nur Touristen aufhielten, die die großen, teueren Hotels lieber meiden wollten, haben die Soldaten erhöhtes Leben gebracht. In der Dorfstraße gibt es sogar einen reizenden modernen Bau, ein Kriegskino. Wer die schlichte Vergangenheit des hübschen Hauses nicht miterlebt hat, ahnt nicht, daß es früher eine Stallbaracke war, die ein Landsturmingenieur, Schüler Otto Wagners, im Stile seines Meisters gründlich und überraschend umgemodelt hat. Auch das Kino ist natürlich militärisch organisiert. An der Kasse verkauft ein Gefreiter die Karten, die den Stempel des Kommandos tragen, am Klavier sitzt ein Feldwebel, Operateur ist ein Zugführer. Die Einnahmen fließen militärwohltätigen Zwecken zu. Wenn es der Dienst erlaubt, kommen Offiziere und Mannschaften selbst aus ferneren Frontteilen zu den Vorstellungen. Die Films sind nicht gerade neuester Erzeugung, aber das schadet nicht. Gestern abend konnte man wohl den erschütterndsten sehen, der im Kriegsgebiete vorgeführt werden könnte. Das Leichenbegängnis des Erzherzogs Franz Ferdinand und der Herzogin von Hohenberg. Erst der Empfang in Sarajevo, dann die Trümmer des Autos auf dem Pflaster, schließlich die Ankunft der Särge in Triest. Infanterieunteroffiziere in Paradeuniformen mit blütenweißen Handschuhen, der Hafen voll von Handelsschiffen. Wie hat sich alles seit jenem Tage geändert?

Der Kommandant des Abschnittes, ein junger Stabsoffizier, trägt das Militärverdienstkreuz, das Signum laudis und das Eiserne Kreuz. Auch ihm untersteht nun ein gewaltiges Stück der Gebirgswelt, Höhendifferenzen von tausenden von Metern; Winter und Frühling ist in seinem Bereich. Zwei Minuten, nachdem ich mich bei ihm gemeldet habe, habe ich die Erlaubnis, die interessantesten seiner Bergstellungen zu besuchen.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

NEUES WIENER JOURNAL

Nr.: 8.110 TAG: 20.5.1916

BITTNER, Georg

Die Feldwache im Schnee.

Seilbahnen. — Eine Luftfahrt. — In 3000 Meter Höhe. — Immer bereit! — Der Ofen als Fremdenbuch.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Georg Bittner.)

Standort eines Grenzabschnittskommandos in den Dolomiten, 9. Mai 1916.

Ein Einjährig-Freiwilliger Feldwebel, Ingenieur von Beruf, führte mich am zeitigen Morgen zur Talstation der Seilbahn, bei deren Erbauung er leitend mitgewirkt hatte. Den Wildbach entlang gingen wir über Wiesen, dann durch dunkeln Nadelwald fünf Viertelstunden lang bergauf, immer näher den tief eingeschneiten Felswänden zu. Die Schneeschmelze der letzten Tage hatte den Bach hochanschwellen lassen. Eine feste fahrbare Brücke führte ans andere Ufer zur Talstation der Seilbahn.

Mit diesen Seilbahnen hat die Kriegstechnik einen ihrer stärksten Siege über die Hindernisse des Hochgebirges, über Wetterunbilden und die Unbändigkeit der Naturkräfte davongetragen. Die Versorgung unserer Hochgebirgsstellungen mit Munition, Proviant und Brennmaterial hätte ungezählte Menschenkräfte absorbiert, hätte die Erhaltung von Tausenden von Mann, die den Kampftruppen entzogen worden wären, in allen Talstationen bedingt, wenn nicht die Konstruktion dieser Seilbahnen zu allen bedeutenderen Höhenstellungen gelungen wäre. Sie dienen ausschließlich der Beförderung toten Materials, Menschen werden zur Fahrt nur zugelassen, wenn sie sich freiwillig melden und das Risiko der Fahrt auf sich nehmen, was auf der Fahrtbewilligung durch die Kommanden auch ausdrücklich bemerkt wird. Da man sich durch die Fahrt den Anstieg über tausend Meter und mehr erspart, fährt jeder, der oben zu tun hat, natürlich gern mit der Seilbahn.

In eine einfache Blockhütte ist der Motor eingebaut. Ein fast armdickes Tragseil und ein schwächeres Zugseil, beide natürlich aus Draht gewunden, laufen von der Drehscheibe bergan. Der Wagen ist allereinfachster Konstruktion. Von den Rollen, die über das Seil laufen, hängen zwei gabelförmige Träger herab, in die ein ungefähr eineinhalb Meter langes und dreiviertel Meter breites Brett gelegt ist. Man setzt sich darauf und läßt die Beine hinabhängen. Einer der Soldaten gibt ein elektrisches Klingelzeichen an die Endstation und dann beginnt die Fahrt am Seil, frei in der Luft schwebend. Erst gehts über die Wipfel des Tannenwaldes, in den eine Gasse ausgeholzt ist, um Raum für die Trägergerüste des Seiles zu schaffen, die hier einander noch in kurzen Abständen folgen. Dort, wo die Bahn über eine Felsscharte läuft, beginnt jetzt noch die Schneeregion und hier fängt die Fahrt auch an — wenigstens für den, der sie zum erstenmal macht — weniger gemütlich zu werden. Ein weiter Felsenkessel dehnt sich hier im Schnee, jenseits steigen die Wände hoch und steil zum Himmel, und über diesen Kessel hinüber muß die Bahn auf die jenseitige Höhe. Traggerüste von entsprechender Höhe zu bauen war unmöglich. So blieb nichts anderes übrig, als das Seil hier siebzig Meter über der Erde achthundert Meter weit frei und stützenlos durch die Lüfte zu führen. Um eine Vorstellung nach Wiener Verhältnissen zu geben: das Seil hinge mit dem einen Ende in zwei Dritteln der Höhe des Stephansturmes, mit dem anderen Ende bei der Marienbrücke. Natürlich ist eine derartige Fahrt in keiner Weise auch nur annähernd mit einem Aëroplanfluge zu vergleichen, aber den Flug regiert doch menschlicher Verstand und menschliche Geschicklichkeit, diese Fahrt hängt vielleicht von einer momentanen Laune des Drahtseils ab. Ein Gedanke, der sich einem unwillkürlich aufdrängt, wenn man den Schatten des Seiles und den eigenen unten im Schnee sich abzeichnen sieht; wenn auch der Verstand diesem Empfinden entgegenhält, daß sich hier noch nie ein ernsterer Unfall ereignet hat. Viel ernstlicher ist der Gedanke an die schier unbegreiflich große Arbeitsleistung, die mit der Erbauung derartiger Bahnstrecken von unseren Tiroler Truppen geleistet wurde. Denn mitten im Winter, durch mannstiefen Schnee mußten Langhölzer und die ungeheure Last der Drahtseile durch das auch im Sommer unwegsame Felsgebirge gebracht und zu einem Baue vereint werden.

Oben auf dem Felsgrat scheint das Ende der Fahrt gekommen zusein. Der Wagen läuft so knapp über den Fels, daß jeder Fahrende — wir saßen unser drei auf dem Brett — instinktiv die Freiübung „Beine hoch!" durchführt. Schon aber öffnet sich ein neuer, noch tief eingeschneiter Felskessel und wieder ist das Seil jetzt vierhundert Meter weit frei durch die Luft gespannt und geht steil bergauf zur Endstation. In einer Fahrt, die etwas weniger als eine halbe Stunde dauert, sind zwischen Sonnen- und Schneeglast schwebend fast drei Kilometer und eine Höhendifferenz von über achthundert Meter überwunden. Auf jeder Fahrt kann eine Last befördert werden, an der mindestens zehn Träger zwei bis drei Stunden lang zu tragen hätten.

Aber noch sind die Höhen der beherrschenden Gipfel nicht erreicht. Auf der einen Seite geht es zu einer nicht fernen Hauptstellung unserer Truppen. Dorthin können Träger die Lasten weiterbefördern. Drüben aber hat sich hoch oben eine unserer Feldwachen eingenistet. Sie erhielt eine eigene Seilbahn, ob auch der Winter den Bau schier unmöglich machen wollte. Bauhölzer wie Strohhalme in die Tiefe blies und Löcher, die in den Felsen gebohrt wurden, immer wieder mit Schnee verschüttete. Die Bahn dort hinauf ist kleiner und auf dem Fahrbrett hat knapp ein Mann Platz. Das Knallen und Rattern des Motors hallt von allen Wänden wider. Von der Endstation der Hauptbahn zur Anfangsstation dieser Zweigbahn führt ein kurzer Marsch über den blendenden Schnee. Niemand hätte es noch vor einem Jahre glauben und begreifen können, daß hier oben einmal mitten im Winter große moderne Maschinenanlagen Tag und Nacht Arbeiten verrichten würden, die seit Urzeiten in diesen Regionen immer nur dem Menschenrücken aufgeladen wurden. Den Tirolern macht es darum wahren Spaß, diese Maschinen zu bedienen und zuzusehen, wie sich mühelos eine Arbeit vollzieht, die sie in Friedenszeiten keuchend selber leisten mußten.

Nebel war eingefallen, während ich von der einen Seilbahnstrecke zur anderen ging. Jener Hochgebirgsnebel, der zusammen mit dem Schneelicht das Phänomen des völlig diffusen Lichtes erzeugt. Es ist, als ginge man mitten durch eine milchige Flüssigkeit, in der Höhen und Tiefen verschwinden. Auch durch die Schneebrille vermag das Auge kaum zu unterscheiden, wo der Boden bergan und wo er bergab führt. Das Drahtseil, das auf die höchste Spitze läuft, war kaum auf dreißig Schritte sichtbar und schien dort plötzlich in der Luft zu enden. Während ich hinauffuhr, war von der Erde unten kaum etwas zu sehen. Als die Rollen, an denen das Wägelchen hing, so durchs Wesenlose rasselten, dehnte sich die Fahrt von einer Tragsäule zur anderen bedenklich lange. Manchmal schien es, als wären die Säulen durch irgendein wunderbares Ereignis überhaupt weggeräumt. So sehr verwischt dieser Hochgebirgsnebel alle Raumvorstellungen. Denn in Wirklichkeit ist hier der weiteste Abstand zwischen je zwei Trägern nur 400 Meter. Die Fahrt dauert zwölf Minuten, geht aber ungefähr anderthalb Kilometer und überwindet eine Steigung von 347 Metern.

Oben aber begrüßte mich der Kommandant der Feldwache, Oberleutnant P. W., als alten Bekannten. Wir hatten einander vor Jahren in Wien kennen gelernt, trafen einander nun völlig unverhofft in einer Höhe von fast dreitausend Metern wieder. Ich hatte aber schon unten im Tale von ihm gehört, denn der ganze Kommandobereich ist voll Bewunderung für eine Heldentat, die der junge Offizier durchgeführt hat. Auf dem Weg zu seinem

Unterstand sanken wir bis an die Hüften im Schnee ein. Keiner der Offiziere und Soldaten dort oben ist seit Monaten vor die Tür gegangen, ohne die Augen durch Schneebrillen vor dem blendenden Licht zu schützen. Der Unterstand des Oberleutnants, den er mit zwei anderen Offizieren teilt, ist im Geviert ungefähr zwölf Quadratmeter groß. Vorne, nahe dem winzigen Fenster, ein Tisch, ein Stuhl, zwei Bänke, der Ofen an der Wand, ein paar Bilder aus der „Jugend" und einige Bücher, darunter Naumanns „Mitteleuropa". Die Feldpostverbindung herauf ist überraschend gut. Aber sonst leben die paar Offiziere dort abgeschnitten von jedem menschlichen Verkehr.

„Wenn man denkt, daß in Wien jetzt Frühling ist . . .", sagte ein junger Wiener Reserveleutnant. Dann sprachen wir vom Wiener Frühling. Und es zeigte sich, daß wir alle an ihm eins über alles andere liebten: die Blüte des Flieders auf dem äußeren Burgplatz. „Ich möchte nur einmal wieder auf der wirklichen, gewachsenen Erde stehen", sagte der Wiener Leutnant, „nicht immer nur auf dem Schnee!"

Als die Offiziere dort hinauf kamen, gab es nur Schnee und Fels. Alle Unterstände mußten erst trotz selten aussetzenden Schneestürmen gebaut werden. Am ärgsten war es von Mitte Februar an einen vollen Monat lang. Fenster und Türen waren am Morgen manchmal vom Schnee völlig verweht und mußten erst wieder ausgeschaufelt werden. Die Italiener dachten bei diesem Wetter an keinen Angriff. Wohl aber schoß ihre Artillerie an jedem Tag bei sichtigem Wetter herüber. Oberleutnant W. schätzt die Zahl der Granaten, die sie auf den Raum seiner Feldwache und die zunächstliegenden Bergstellungen streuten, auf ungefähr 10.000. Trotzdem wurde kein einziger Mann verwundet. Während der ganzen Zeit sind Offiziere und Mannschaften nicht aus den Kleidern gekommen. Weit vor ins feindliche Gebiet springt die Stellung dieser Feldwache. Patrouillenunternehmungen gibt es allnächtlich und dann heißt es, sofort auf den Beinen sein, sowie die ersten Schüsse fallen. Völlig angekleidet legen sich auch die Offiziere auf ihre Lager, die im Hintergrund des kleinen Raumes übereinander an die Wand genagelt sind. Denn man kann nie wissen, ob nicht die feindliche Patrouille die Vorhut einer größeren italienischen Abteilung ist. Bisher ließen es die Italiener in diesem Raume bei der Entsendung von Skipatrouillen sein. Tag und Nacht stehen darum auch draußen die Vorposten. Während der Zeit der großen Kälte hatten die Leute, wenn sie zurückkamen, über den Gesichtern einen glasigen Ueberzug. Schweiß und Atem war ihnen auf der Haut wie zu einer Maske gefroren.

Dies und noch viel mehr ist es, was die Truppen zur Verteidigung des Landes Tirol leisten und dulden.

Tiroler Standschützen sind darunter. Einem von ihnen verwies der Kommandant einmal irgendeine kleine Unterlassung. Denn der Dienst muß dort oben doppelt strenge durchgeführt werden. Der Mann sagte: „Sie haben ja Recht, Herr Oberleutnant. Aber schaun Sie, ich hab' fünf Söhne gehabt, die alle gefallen sind und ich hab' mich trotzdem freiwillig gemeldet."

Im Unterstand der Offiziere steht ein kleiner Ofen, der mit Chamotteplatten verkleidet ist. Jedem Offizier, der je im Unterstand zu Gaste war, wird eine dieser Platten als Erinnerungstafel gewidmet. Sein Name wird darauf gemalt. Es sind im ganzen drei oder vier Namen, darunter auch:

Leutnant Guido Catalani, italienisches Infanterieregiment Nr. 49. Uebernachtete als Kriegsgefangener in der Nacht vom 8. auf den 9. IV. 1916.

Während wir dann in die Stellungen hinausgingen, erzählte mir Oberleutnant W. die Geschichte dieses Gefangenen. Sie soll das nächstemal nacherzählt werden.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

NEUES WIENER JOURNAL

Nr.: 8.102 TAG: 21. 5. 1916/7

Bittner, Georg

Ein italienischer Advokat als Feldwachkommandant.

Ein nächtlicher Ueberfall in 3000 Meter Höhe.

Italienische Aufrufe an unsere Soldaten — Eine gewagte Klettertour. — Eine fürchterliche Waffe. — Verschiedene Temperamente. — Der italienische Leutnant. — Anarchisten.)

(Siehe den Artikel „Die Feldwache im Schnee".)

(Von unserem Kriegsberichterstatter Georg Bittner.)

Standort eines Grenzabschnittskommandos in den Dolomiten, 10. Mai 1916.

Ich habe kürzlich von meinem Besuch auf einer fast dreitausend Meter hoch gelegenen Feldwache unserer Tiroler Truppen berichtet. Der Kommandant, Oberleutnant P. W., führte mich aus seinem Unterstand in die Stellungen seiner Truppe. Der vorspringende Berggrat ist nach mehreren Seiten hin von Höhen umgeben, auf denen die Italiener sitzen. Tiefe Klüfte trennen die beiden feindlichen Stellungen voneinander; in der Luftlinie sind die Italiener ungefähr zwölfhundert Schritte entfernt und schießen an klaren Tagen herüber, sobald sich bei den Unseren etwas rührt. Man hielt ihnen öfters an Stangen Soldatenmäntel und Kappen entgegen und sie schossen auch darauf fleißig. Unsere Feldwache hat sich deshalb durch den Schnee tiefe Laufgräben zu allen ihren Stellungen gegraben. Zwei bis drei Meter hoch sind die weißen Mauern. Auf der Kuppe, dort, wo sich der Schnee besonders hoch gehäuft hatte, kroch der Kommandant mir voran durch einen langen verzweigten Schneetunnel. Die blau schimmernden Gänge sind gerade breit und hoch genug, daß ein Mann hinter dem andern tief gebückt oder auf dem Bauche kriechend hindurchkommt. An anderen Stellen sind die Schützengräben wieder mit Drahtnetzen zum Schutze gegen die feindlichen Schrapnellkugeln eingedeckt. Heute pfiff nur ab und zu ein Infanteriegeschoß herüber. Des dichten Nebels halber sparte der Feind seine Munition. Trotzdem sind die Nebeltage für unsere Truppen die ernstesten. „Es sollte mich wundern, wenn die Kätzelmacher heute keinen Angriff versuchen", sagte der Oberleutnant.

Knapp vor der äußersten Felsenecke ist der Unterstand des vordersten Postens. Die Leute haben es in den Hütten gern sehr warm und verstehen sich auch sonst darauf, sich's gemütlich einzurichten. Alles erinnert hier stark an die Schilderungen vom Leben Polarreisender. Dieses völlige Sicheingewöhnen in die Abgeschiedenheit in Schnee und Eis, bei jedem die starke Sehnsucht nach Sonne und grünen Bäumen, auch wenn er früher gar nicht daran gedacht hatte, sich mit der Natur auf freundschaftlichen Fuß zu stellen, so lange ihm ihre lebendige Nähe eine Selbstverständlichkeit war. Und eben darum wieder dieses Sichfestbeißen in den eisigen Boden, dieser Trotz, der alles wagen will. Den äußersten Vorposten kommandiert ein Korporal aus Wien, der zwanzig Jahre lang in einer Maschinenfabrik im Rheinland gearbeitet hat und sich nun in Monaten wieder Heimatsrecht dort oben erkämpfte. Sie stellten dem Italiener einmal einen Schneemann hin, zogen ihm eine alte Uniform an, und freuten sich, wie ihn der Feind mit fünf Granaten „besiegte". Das sind so in freien Stunden die Unterhaltungen der Männer, die im Hochgebirgswinter hart wurden.

Nun standen wir, der Kommandant und ich, auf diesem Felsvorsprung. Heute war's gefahrlos, weil der Nebel uns dem Feinde unsichtbar machte. Nur manchmal zerriß ein Sturmstoß den Schleier für Augenblicke. Dann sah man im Schnee den eigenen Drahtverhau. Darunter fallen die Wände schroff ein paar hundert Meter tief ab und steigen auf der anderen Seite wieder zu den Italienern hinauf. Fast einen Kilometer breit ist die Schlucht dazwischen. Wenn der Nebel reißt, kann man in der dünnen Luft mit freiem Auge Stellungen, Wege und Unterstände des Feindes mit dem Fernglas auch seine Soldaten sehen.

Durch die völlige Stille des Hochgebirges hatte in den ersten Apriltagen ein Südtiroler Soldat den Italienern einmal in ihrer Sprache ein paar Scherzworte hinübergerufen. Schon am anderen Tag kamen drei Italiener ohne Waffen in die trennende Schlucht hinabgeklettert, und riefen von unten den Südtiroler an: „Tschou, Carlo!"

Unsere Soldaten meinten, daß die Italiener Ueberläufer seien, und so kletterten zwei von den Unsern, ebenfalls unbewaffnet, hinunter. In diesem Moment sausten eigene und italienische Schrapnells über die Gruppe. Der eine Italiener machte eine geringschätzige Handbewegung: „Ah ca'o . . ." Dann zeigte es sich aber, daß die Italiener gekommen waren, um unsere Soldaten zum Ueberlaufen zu bewegen. Die italienischen Offiziere hatten sich eine Vorstellung zurechtgemacht, nach der in unserer Armee eine wahre Hungersnot herrschen sollte, und auf die bauten sie. Einer der Italiener gab daher auch unseren beiden Soldaten ein ganzes Paket mit gedruckten Aufforderungen zum Ueberlaufen. Diese Aufrufe waren in allen Sprachen der Monarchie abgefaßt. Nun machten die beiden Abgesandten unserer Feldwache sofort kehrt, kletterten zurück, übergaben ihrem Kommandanten das Paket mit den Aufrufen und meldeten: „Sie wollen sich nicht ergeben."

Der Kommandant, Oberleutnant P. W., las die Aufrufe, sandte sie seinem vorgesetzten Kommando und erbat gleichzeitig die Erlaubnis, als Antwort darauf die ganze italienische Feldwache ausheben zu dürfen.

Die Erlaubnis wurde erteilt und dann rief Oberleutnant W. seine Mannschaft zusammen: „Wer meldet sich freiwillig zur Ueberrumpelung der feindlichen Feldwache?" — Alle meldeten sich und Oberleutnant W. suchte sich einige von Jüngsten aus.

Am 8. April um 9 Uhr abends legten der Oberleutnant und seine Leute die weißen Schneemäntel an und kletterten so leise wie möglich die senkrechte Wand hinab, querten die Schlucht und kletterten auf der italienischen Seite wieder hinauf. Schon diese Tour in der Nacht, zu einer Zeit, da alle Griffe und Stützpunkte verschneit und vereist waren, ist eine Heldenleistung. Als er schon nahe an den italienischen Stellungen war, teilte der Oberleutnant seine Leute in drei Gruppen, die sich auf seinen Ruf in vollem Lauf auf die Italiener stürzen sollten. Er selbst schlich sich mit einigen schneidigen Burschen an die beiden italienischen Horchposten heran, die, wie er mir erzählte, „traumverloren die Sterne zu studieren schienen". Der eine blieb, als er sich plötzlich umzingelt sah, starr vor Schrecken, der andere schien die Gestalten in den weißen Mänteln für Geister zu halten, wurde leichenblaß und begann Gebete vor sich hinzumurmeln. Beiden wurden die Gewehre aus der Hand gerissen und nun rannte Oberleutnant W. mit seinen Leuten über die fast ganz verschneiten Drahtverhaue hinweg, kam zu einem niedrigen Schneetunnel, kroch durch und stand vor den italienischen Unterständen.

„Vorwärts!" Und von allen Seiten blitzten die Bajonette seiner heranstürmenden Soldaten auf. Oberleutnant W. drang als erster in den Unterstand des Kommandanten der italienischen Feldwache ein. Darinnen lag alles in tiefer Finsternis und der Offizier schlief den Schlaf des Gerechten. Als Oberleutnant W. ihm mit der elektrischen Taschenlampe ins Gesicht leuchtete und ihm gleichzeitig die Pistole unter die Nase hielt, fuhr er entsetzt auf und griff nach seinem Messer. Dieses Messer ist eine fürchterliche Waffe, eine Waffe, wie sie nur ein Italiener erfinden kann. Zusammenklappbar, aber aufgeklappt im Griff feststehend. Die Klinge hat ungefähr die Form und Größe einer breiten Sichel, die Spitze ist haarscharf. Das Mordinstrument ist offenbar dazu geschaffen, einem Gegner von der Seite her mit der Spitze in die Gedärme oder in die Gurgel geschlagen zu werden, um dann die Weichteile mit einem Ruck aufzureißen.

Der Oberleutnant aber nahm seinem Gegner dieses Messer ruhig aus der Hand und, obwohl er ein Deutscher aus Ungarn ist, sagte er ihm auf gut Wienerisch: „Signore, machen S' keine Dummheiten, so ein Messer kann schneiden. Her damit! Aufstehen! Anziehen! Geh'n ma, Euer Gnad'n! Eins, zwei!"

Auf dem Dache des Unterstandes hatte ihm aber einer der italienischen Soldaten aufgelauert und warf von oben herab eine ganze Kiste mit Handgranaten auf den österreichisch-ungarischen Offizier, als dieser zur Tür hinaustrat. Zum Glück hatte aber der Italiener in seiner Aufregung vergessen, wenigstens eine der Granaten zu entzünden, und so blieb der Offizier unversehrt.

In den Unterständen der Mannschaft ging es inzwischen sehr lebhaft zu. Seine Soldaten erzählten dem Oberleutnant später, wie verschieden sich die Italiener bei der Ueberrumpelung benommen hatten. Einige waren voller Freude darüber, daß sie gefangengenommen wurden. Andere knieten auf den Boden nieder und flehten jammernd und händeringend um ihr Leben. Ein großer Teil aber bewahrte doch die Kaltblütigkeit, riß die Gewehre an sich und wollte sich zur Wehre setzen. Aber bevor sie schießen konnten, setzten ihnen die Unseren schon die Gewehre an die Brust.

Ueber den Rückmarsch erzählte mir Oberleutnant W. in seiner schlichten Art weiter: „So packten wir die ganze Feldwache zusammen, einen Offizier und zwanzig Mann. Die Unterstände wurden in Brand gesteckt und zerstört. Dann ging's, da die Stellung mitten in der italienischen Linie lag und wir der Umzingelung entgehen mußten, rasch in die eigene Stellung zurück. Es war lange nach Mitternacht und stockfinster. Feindliche Scheinwerfer begannen uns zu beleuchten und feindliche Artillerie eröffnete das Feuer. In der Finsternis verstiegen wir uns und rutschten alle samt den einundzwanzig Italienern uns überschlagend einen steilen Hang hinunter. Wie durch ein Wunder hatte sich niemand die Beine oder das Genick gebrochen. Erst beim Aufstieg, schon auf unserem Berg, stürzte ein Zugsführer ab, der erst nach einigen Stunden ohnmächtig gefunden wurde, sich aber bald wieder erholte. Mittlerweile versuchte eine italienische Patrouille, uns den Rückweg abzuschneiden, aber eines meiner Maschinengewehre belehrte sie eines Besseren und so kam ich ohne Verluste in der eigenen Stellung an."

Geschlafen wurde natürlich in dieser Nacht nicht mehr. Völlig gebrochen saß der gefangene italienische Leutnant im Unterstand unserer Offiziere. Da zufällig keiner von ihnen Italienisch sprach, verständigte man sich mit dem Gefangenen auf Französisch und Lateinisch. Der Italiener war nämlich Reserveoffizier, in seinem Zivilberuf Advokat. Obwohl er erst drei Monate vorher eingerückt war, hatte er es schon bis zum Leutnant und zum Kommandanten einer so exponierten Feldwache gebracht. Dieser Fall ist wohl mit einer der stärksten Beweise für die kürzlich aus unserem Kriegspressequartier gemeldete bedeutende Höhe der italienischen Offiziersverluste. Unter allen Italienern machte der Diener des Leutnants auf unsere Offiziere den besten Eindruck. Er setzte sich auf die Bank neben seinen Herrn und ließ kein Auge von ihm, aus Angst, es könne ihm doch noch ein Leid widerfahren. Nach einiger Zeit schickte ihn dann der gefangene Offizier hinaus zu den anderen italienischen Soldaten.

Von diesen unternahmen einige Fluchtversuche, die selbstverständlich vereitelt wurden. Die übrigen benahmen sich höchst merkwürdig, führten hochverräterische Reden gegen ihr Vaterland und erwiesen sich überhaupt als geschulte Anarchisten. Der ärgste war ein Unteroffizier, in seinem Zivilberuf Oberkellner. Andere wieder wollten sich bei unseren Soldaten beliebt machen und ihnen als Geschenke — wüste pornographische Photographien, die sie bei sich trugen, übergeben.

Am Morgen wurde die ganze Gesellschaft zu Tal eskortiert. Als sich der junge italienische Leutnant von Oberleutnant W. verabschiedete, konnte er nur mühsam das Weinen zurückhalten: „Herr, Sie haben uns gegenüber sehr nobel gehandelt, haben keinen meiner Leute unnötig niedergemacht. Ich danke Ihnen. Aber ich, ich habe jetzt keine Ehre mehr." Und nun schluchzte er wie ein Kind.

Aber warum hatte er österreichisch-ungarische Soldaten zum Ueberlaufen überreden wollen?

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

NEUES WIENER JOURNAL

Nr.: 8104 TAG: 23.5.1916, 7 F

BITTNER, Georg

Auge in Auge mit den Italienern

(Von unserem Kriegsberichterstatter Georg Bittner.)

(Vom Kriegspressequartier genehmigt.)

Standort eines Grenzabschnittskommandos in den Dolomiten, 11. Mai 1916.

Ich war in den letzten Tagen auf manchem Grat der Dolomiten, auf deren zerrissenen Schroffen die Unseren den Italienern gegenüberliegen. Schutzdamm und Welle zugleich sind hier unsere Truppen. Vier, fünf Kilometer weit sind die Italiener über ihre Grenze herübergekommen, dann waren sie an den Dolomitmauern, auf denen die Truppen mit dem Edelweiß an der Kappe stehen. Und seither hat sich dort in Osttirol kaum etwas geändert. Aber so oft es nur geht, stoßen die Tiroler Verteidiger vor zu kleinen, aber vehementen Stößen, wie jener, den ich kürzlich schilderte und bei dem eine italienische Feldwache ohne Schuß gefangen wurde.

Vom Unterstande des Oberleutnants, der diesen unerhört kühnen Handstreich durchführte, fuhr ich bergab und stieg dann mitten zwischen Trägerkolonnen, die der Hauptstellung Munition und Baumaterial brachten, wieder bergan. Dort oben — wiederum zweieinhalbtausend Meter hoch — ging es zu wie auf einem Bauplatz. Denn die Italiener, die man drüben umhergehen sieht, schießen an klaren Tagen fast unausgesetzt Schrapnells herüber und wenn auch nichts sie an dieser recht ziellosen Munitionsverschwendung hindern soll, so muß doch der Kommandant auf unserer Seite bedacht sein, womöglich keinen einzigen seiner Leute zu verlieren. Dort, wo Lauf- und Schützengräben früher durch den Schnee gingen, müssen sie jetzt in den Felsen gebohrt werden. Die Zeit, in der zeitweilig vorgeschobene Posten von ihren Kameraden ausgeschaufelt werden mußten, weil über Nacht der Schnee den Unterstand zugeschüttet hatte, ist vorbei, und der Schnee beginnt weich zu werden. Die Unterstandshütten wieder werden mit vielfachen Balkenlagen gegen die Geschosse der feindlichen Artillerie geschützt. Wenn also hier auch von Kämpfen nicht viel zu sehen und zu hören ist, so sind diese Stellungen in der Nähe der Wolken doch für einen, der die Truppen an allen unseren Fronten kennt, interessant durch die Anpassung des menschlichen Wesens an ihm völlig ungewohnte Verhältnisse. Immer — gar in den vorwintersportlichen Zeiten — ist der meteorologische Beobachter, der den ganzen Winter auf dem Sonnblick verbringt, ein Objekt allgemeinen Bestaunens gewesen. Nun haben Hunderttausende einen Winter so ähnlich durchlebt wie er.

Durchweg fiel mir in allen diesen Bergstellungen auf, daß alle. Offiziere und Mannschaften, den Drang fühlten, ihren Augen durch irgendwelche künstlerische Darstellungen eine Abwechslung von dem ununterbrochenen grandiosen Anblick der eisernen Naturgröße zu bieten. Nirgends habe ich die Wände aller Unterstände so dicht mit Bildern behängt gesehen, wie in den Tiroler Bergen. Dieser Kunstdrang entwickelt sich unbewußt, aber überall völlig gleichmäßig. Stellungen, die viele Kilometer voneinander entfernt sind, untereinander gar keine Verbindung haben, fand ich in der gleichen Weise geschmückt. Dieser Drang wächst gleichmäßig mit der Abneigung zu dem täglich sich immer wieder darbietenden Naturschauspiel. Auf einer Bergstellung, deren „prächtige Aussicht" Baedeker besonders hervorhebt, wandte sich ein Offizier, dessen Gemütsbildung ich im übrigen schätzen gelernt hatte, widerwillig von der Fernsicht ab: „Ich bitt' Sie, die einzige Abwechslung, die wir hier haben, ist, daß der Berg dort drüben einmal klar und das andere Mal wieder umnebelt ist."

Mannschaftsunterstände sind überall so ziemlich gleich, in Galizien ebenso, wie in Tirol. Aber in Tirol hängen sich die Leute die Wände voll mit Photographien und Ansichtskarten. Die Karten müssen nur möglichst bunt und freundlich sein, anders als das starre Bild, das man vor Augen hat, wenn man vor die Tür tritt. Im übrigen trägt der Bauer die Vereinsamkeit natürlich leichter, behaglicher als der Offizier. Wenn's nichts zu schießen oder zu arbeiten gibt, schläft er — buchstäblich wie ein Murmeltier — oder er kerbt oder schnitzelt sich etwas in Holz. Was dem Manne die Ansichtskarte an der Wand ist, das sind für den Offizier Bilder aus der Münchener „Jugend". Es gibt dort oben keinen Unterstand, in der sie nicht hübsch gerahmt an der Wand hingen. Satirische Blätter, wie die „Muskete" oder den „Simplicissimus", dann die illustrierten Zeitschriften mit den Kriegsbildern sieht man allenfalls an; aber man will weder die Satire ständig vor Augen haben, noch im Bilde das, was man viel wahrhaftiger selbst erlebt hat. Aber Bilder, auf denen Frühlingswiesen, blühende Obstbäume in der Sonne dargestellt sind, sah ich überall; Darstellungen weiblicher Erscheinungen (wenn's nicht ein Familienporträt war) selten. Viele Offiziere klagten mir über Mangel an guten Büchern. Die Sammlungen im Hinterlande ergeben scheinbar häufig Schundliteratur, Detektivgeschichten und Ähnliches, das den Herren keineswegs zusagt. Auch an religiösen Schriften fehlt es nicht. Jeder aber kommt ganz von selbst auf das moderne künstlerische Prinzip, daß es wichtig sei, ein der persönlichen Individualität angepaßtes Heim zu haben. Daher sind die meisten Offiziersmenagen- und Unterstände mit den einfachsten Mitteln ganz reizend eingerichtet. Bei den Italienern sollen sowohl Mannschafts- wie auch Offiziersunterstände jede Behaglichkeit und Wohnlichkeit vollkommen vermissen lassen.

Vom Berge fuhr ich durch den nassen, schweren Schnee auf den Skiern zur nächsten Paßhöhe hinab. Eine dichte Nebelwand hatte die feindlichen Stellungen wieder von einander getrennt. Es regnete in Strömen, als ich den stundenweiten Weg zum Kommando zurückmarschierte.

* * *

Es gibt ein Tal, auf dessen Wiesen die Anemonen so dicht stehen, wie sonst Grashalme. Im Winter donnerten von beiden Seiten die Lawinen hinab, begruben auch einige Männer. Die letzte Lawine, die oben hing und einige Unterstände bedrohte, hat man schließlich zu einem ungefährlichen Abrollen gebracht, indem man einige Granaten auf sie schoß. Fast ebenso dicht, wie die Anemonen wachsen und in späterer Jahreszeit wahre Riesensterne Edelweiß, liegen auf dem Boden die Schrapnellkugeln. Vor dem Westausgang des Tales stehen, noch im Schnee, die Italiener. Zwischen ihnen und den vordersten Gräben unserer Soldaten ist eine breite „neutrale Zone". Die Italiener sind nur wenig über ihre Grenze hereingekommen. Sie fürchten diesen Talkessel und haben wohl all Ursache dazu. Was solche Engpässe bedeuten, haben sie schon ein oder das andere Mal erfahren. Steinlawinen kollern von der Höhe der Berge, wo sie jetzt schon vorbereitet hängen, damit im richtigen Augenblick nur die Seilwinde gelöst zu werden braucht. Rollbomben, gewaltige Eisenkugeln, die mit Explosivstoffen gefüllt sind, springen von Felssprung zu Felssprung und explodieren fürchterlich, wenn sie unten ankommen. Weiter rückwärts lauert ein Fort, auf den Bergen, die das Tal umsäumen, stehen Geschütze, Maschinengewehre, Feldwachen. So kommt es, daß die Italiener eigentlich noch nie ernstlich versuchten, in dieses Tal einzudringen, obwohl es einer der wichtigsten Zugänge vom Westen nach Osten, ins Innere der Dolomiten ist. Sie streuen, ohne ein Ziel zu haben, ihre Granaten ins Tal. Eine davon hätte auch fast wirklich schweren Schaden angerichtet, aber eine glückliche Verkettung von Zufällen hinderte es. Das Geschoß schlug nämlich ins Dach des Munitionsdepots ein, zerriß einige der Balkenlagen

die den steinernen Bau schützen, drang aber nicht durch. Nur einige spitze Sprengstücke bahnten sich den Weg ins Innere des Magazins. Auch sie hätten noch schweres Unheil anrichten können. Aber auch das wurde durch einen Zufall verhindert. Einige Leute der Wachmannschaft hatten nämlich zu Beginn des Frühjahrs ihre Pelze in der kühlen, dunklen Steinkammer deponiert, um das Fell vor Motten zu schützen. Die Sprengstoffe zerrissen nun wohl die Pelze, verloren aber dadurch den Rest ihrer Durchschlagskraft und richteten kein weiteres Unheil an.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

NEUES WIENER JOURNAL

Nr.: 8.104 TAG: 23. 5. 1916, 3

FRIEDRICH, Erzh.

Abrechnung mit den Verrätern.

Ein Armeeoberkommandobefehl des Erzherzogs Friedrich.

Wien, 22. Mai. (Korr.-Bur.) Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet:

Seine k. u. k. Hoheit, der Herr Feldmarschall Erzherzog Friedrich, hat folgenden Armeeoberkommandobefehl erlassen:

„Heute vor einem Jahr hat Italien seinen lang geplanten und sorgfältig vorbereiteten Verrat an der Monarchie durch die Kriegserklärung gekrönt. Ueber eine halbe Million Feuergewehre stark, den Kräften unserer Verteidigung achtfach überlegen, stand damals das feindliche Heer drohend an unserer Grenze. Mit vermessener Ruhmredigkeit versprachen die führenden Männer drüben dem betörten Volk einen leichten und sicheren Sieg; in raschem Ansturm sollten die italienischen Waffen über die „unerlösten" Gebiete hinaus bis in das Herz unseres Vaterlandes getragen werden und mit dessen Zertrümmerung den Weltkrieg entscheiden. Die furchtlosen Verteidiger aber geboten dem verhaßten Gegner überall Halt, wo es meine Befehle bestimmt hatten. Unser Siegeslauf im Norden ward durch den heimtückischen Rückenangriff nicht gehemmt. Allmählich vermochte ich dann unseren schwachen Grenzschutz durch freigewordene Truppen zu stützen, wenn es die Lage forderte. Vier Schlachten am Isonzo, zahllose Gefechte an der ganzen Front vom Stilfser Joch bis zum Meere haben mein Vertrauen in die Kraft unserer Abwehr glänzend gerechtfertigt. Während dieser Zeit wurde Galizien vom Feinde befreit, ein weites feindliches Gebiet in Besitz genommen, Serbien niedergeworfen, Montenegro und Albanien erobert. Bis vor kurzem vermochten nur unsere tapfere Flotte und unsere braven Flieger Schrecken und Verwirrung auf italienisches Gebiet zu tragen. Fast ein volles Jahr mußten wir uns gedulden, ehe die Stunde des Angriffes, der Vergeltung schlug. Endlich ist diese Stunde gekommen. Schon unser erster Ansturm brach eine gewaltige Bresche in die feindliche Front. Viel ist getan, mehr noch bleibt zu tun übrig. Ich weiß, ich fühle es: Tapferkeit und Ausdauer werden es leisten.

Soldaten der Südwestfront! Vergesset nicht im Kampfe, daß Italien an der Verlängerung dieses Krieges schuldig ist; vergesset nicht die Blutopfer, die er gekostet hat. Befreiet euere Heimat von den Eindringlingen; schaffet der Monarchie auch im Südwesten die Grenzen, deren sie für ihre künftige Sicherheit bedarf.

Meine innigsten Wünsche, die innigsten Wünsche all euerer Kameraden begleiten euch!

Erzherzog Friedrich, Feldmarschall.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Leuthoff, L.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 156 TAG: 6.6.1916, 2. Bogen

Der bisherige Verlauf der Offensive gegen Italien.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Vom Kriegspressequartier genehmigt.

Kriegspressequartier, 5. Juni.

Südtiroler Front, Anfang Juni.

Die Offensive der österreichisch-ungarischen Truppen, die den Gegner über die Hochflächen von Lafraun und Vielgereuth nach Italien hineinwarfen und seinen, den befestigten Räumen von Arsiero und Asiago vorgelagerten Sperrgürtel sprengten, ist ein großer Erfolg. In einem angesichts der schwierigen Verhältnisse sehr raschen Tempo haben sich die dem Einbruch in die erste italienische Linie folgenden Angriffskämpfe abgespielt.

Diese erste Linie zog sich aus dem Raum südlich Rovereto zum Nordrand des Flaimtales, verlief über den Ostrand des Plateaus von Vielgereuth, dann entlang dem Südrand der Hochebene von Lafraun, um hierauf quer über das Plateau in nördlicher Richtung das Val Sugana zu gewinnen. In diesem verlief die Front über Novaledo zum Collo nördlich Roncegno und ging dann auf den Rücken der Fasaneralpen über. Trotz des beengten Raumes und der durch das Gebirge gegebenen mannigfaltigen erschwerenden Umstände wurde der Aufmarsch mustergültig vorbereitet und durchgeführt. Reibungslos wickelte er sich ab und reibungslos geschah das Vorgehen. Im Angriffsraum wurde eine gewaltige Vorbereitungsarbeit geleistet.

Der Angriffsplan

ging sozusagen dahin, den Stier beiden Hörnern zu packen, d. h. geradewegs gegen die Sperrforts von Arsiero—Asiago durchzustoßen. Die beiderseitigen Stellungen vor Beginn der Offensive waren einander zumeist auf 100 bis 200 Meter angenähert. Ausnahmen davon bildeten lediglich die Steilabstürze. Überall war die gegnerische Front stark befestigt. Am Nordrand des Flaimtales zogen sich die italienischen Linien tiefer als die österreichisch-ungarischen am Hange hin, sonst aber überhöhten sie fast überall die k. u. k. Positionen, so daß die feindliche Artillerie durchwegs die letzteren einsah. Namentlich die beiden großen Zentren der gegnerischen Artilleriemassen: das Tonezzaplateau mit den Stellungen auf dem Tonaro und den Tonezzaspitzen, und das Verenaplateau mit den Werken Campolongo und Verena hatten Einsicht in jede Annäherung. Trotzdem gelang es, die Truppen heranzubringen, ohne daß der Aufmarsch gestört wurde. Auf der gesamten Angriffsfront wurde eine ausgezeichnete Verteilung der Artillerie durchgeführt, besonders auf den Plateaus von Lafraun und Vielgereuth.

Am 15. Mai begann

der allgemeine Angriff.

Nachdem in den ersten Morgenstunden die Artillerie sich eingeschossen hatte, setzte Punkt 6 Uhr das Wirkungsschießen ein. Bei allem Kraftaufwand war es kein blindwütendes Trommelfeuer, sondern ein ruhiges, sicheres Präzisionsschießen, das sich immer mehr steigerte und gegen 10 Uhr zu gewaltiger Heftigkeit anschwoll.

In den k. u. k. Stellungen standen mittlerweile die Sturmkolonnen zum Angriff bereit. Punkt 10 Uhr erhoben sie sich aus den Gräben und in einem weitausgreifenden Sprung drang die Linie zwischen Etsch und Astach gegen die italienischen Gräben vor. Der lange Rücken südlich Rovereto, der über die Zugna Torta führt, sah den ersten wuchtigen Anstoß, der überall in einem Anlauf in die vordersten Stellungen führte und sich sofort in dem weitverzweigten, oft einen Kilometer tiefen Grabengewirr mit seinen verästeten Abschnitten und Flankierungsanlagen weiter ausbreitete.

Am nächsten Tag ging der Ansturm

in drei großen Angriffsgruppen

weiter.

Zwischen Etsch und Brandtal ging der Kampf um die Stellungen südlich Rovreit, östlich Lindegg (Lizzanoa) um die Zugna Torta und nach deren Fall um die Gratstützpunkte gegen das schwere Felsmassiv der Corni Zugna. In schwerem, von Brentonico unterhaltenen Flankenfeuer gingen die Angreifer von der Zugna Torta aus auf dem schmalen Grat weiter und hielten sich trotz aller Gegenwehr auf diesem fest.

Ihre Nachbargruppe ging mittlerweile auf dem Osthang des Brandtales vor und griff das Plateau von Moscherie an. Die Italiener, die hier in beträchtlicher Überzahl waren, leisteten wütenden Widerstand. Nachdem die Schlacht den ganzen Tag gewütet hatte, trafen abends italienische Reserven ein, die nachhaltig eingriffen. Die ganze Nacht hindurch ging das Ringen weiter. Endlich am Vormittag gelang es, sich Luft zu machen und Raum zu gewinnen.

Ebenso erbittert war der Kampf um Plateau und die umliegenden Ortschaften. Alpini und Truppen der Brigade Roma hatten sich hier zur Verteidigung massiert. Ein Heldentum der Angreifer begegnete hier einem bis zum letzten Atemzug Abwehr leistenden Heldentum der Verteidiger. Von Haus zu Haus mußte sich der Angriff Bahn brechen, Keller nach Keller mußte mit Handgranaten genommen werden; jeder Gartenzaun, jede Hecke wurde Verteidiger. Aber die Stürmenden, die mit fabelhafter Hingabe Gehöft nach Gehöft angingen, wurden Sieger.

In dem großen Abschnitt gegen Campomolon und Arsiero stießen

die Truppen des Erzherzog-Thronfolgers

vor. In machtvollem Vordringen kämpften sie die Höhenstellungen Coston d'Arsiero, Cima di Campoluzzo, Laste alte und Cima d'Agra in zweitägigen Angriffen nieder. In der dritten Nacht der Offensive konnten sie bereits den Ansturm gegen die Hauptartilleriestellungen Compomolon und Tonaro tragen. Der Feind geriet erneut ins Wanken; namentlich sein Südflügel ging zurück. Der Grenzkamm Monte Maggio—Cima dei laghi wurde erstürmt. An diesem Unternehmen nahm die Artillerie des Grazer Korps, die von Lafraun aus die Italiener unter außerordentlich starkem Flankenfeuer hielt, hervorragenden Anteil. Anderseits verloren die Italiener nach der Einnahme des Sperrforts Campomolon die Möglichkeit Lafraun zu flankieren und so konnte die Offensive in eine neue Phase treten. Auch

die Lafrauner Front

griff in die Vorwärtsbewegung ein. Infanteristisch war hier wohl das Schwerste zu leisten, denn auf dem vom Gegner besetzten Rücken waren seine Befestigungen ganz außerordentlich stark und außerdem fanden die Verteidiger in der schweren Artillerie auf dem Vezzenaplateau mächtige Unterstützung. Wie groß die Zahl der in diesem Raum versammelten feindlichen Batterien war, erhellt aus der Tatsache, daß das Grazer Korps hier allein 180 Geschütze erbeutete. Die k. u. k. Artillerie mußte daher eine besonders heftige Tätigkeit entfalten, um den Infanterieangriff zu ermöglichen. Die feindlichen Gräben wurden unter ein kräftiges Massenfeuer genommen, das grauenvolle Verwüstungen anrichtete. Auch den Bereich hinter den italienischen Linien streuten die österreichischen Batterien erfolgreich ab. Reserven, die hinter den Höhen herankamen, wurden zerschmettert und unter blutigsten Verlusten zur Umkehr gezwungen. Die italienische Heeresleitung hatte in rasender Eile Verstärkungen in diesen Raum geworfen. Von diesen wurde die Brigade Alessandria von mörderischstem Feuer überfallen und erlitt furchtbare Verluste.

Durch diese Kämpfe wurden die Italiener derart erschüttert, daß sie die nächste starke Linie Monte Verena—Compolongo kaum verteidigten. Die völlig zusammengeschossenen Werke wurden kampflos genommen. Nun galt es für

das Grazer Korps,

in der Richtung auf Asiago weiter vorzudringen. Erschwert wurde das durch den in der östlichen Flanke wie eine Säge aufragenden steilen Kempelrücken. Doch wurde auch hier durch einen Vorstoß das schwere Massiv bezwungen und die Truppen konnten sich in der Richtung gegen Asiago ausbreiten. Das Val d'Assa wurde durchschritten. Wiederum bot sich hier ein fast unüberwindlich erscheinendes Hindernis: jäh und schroff, nur an wenigen Stellen passierbar, fallen hier unersteigbare Felsen 400 Meter tief zu einer engen Schlucht ab. Die Straße war von den Zurückweichenden gesprengt worden und fast sah es so aus, als ob hier der Vorstoß eine Unterbrechung erleben würde. Aber die den Kampftruppen dichtauf folgenden Arbeiterabteilungen stellten die Straße sofort wieder her und kühne Patrouillen bahnten den Weg nach vorwärts.

Der Unterjäger Josef Bauer eines Feldjäger-Bataillons erklomm mit acht Mann das jenseitige Ufer der Schlucht, überfiel überraschend einen Stützpunkt, machte dabei 3 Offiziere und 93 Mann zu Gefangenen und setzte sich, nachdem er diese unter Bedeckung zurückgeschickt hatte, solange mit seinen paar Leuten am Hang fest, bis auf seine Meldung hin stärkere Abteilungen auf das feindliche Ufer folgten.

Nun standen die Truppen wiederum vor einer Stellungskette: Monte Interrotto—Monte Raste—Sperre Val d'Assa. Aber diese Werke waren bereits derart zusammengeschossen, daß auch sie ohne starken Widerstand in die Hand der Angreifer fielen. Noch hielt sich im Raum von Arsiero das stärkste Fort Punta Corbin, aber auch dessen Schicksal wurde bald entschieden, nachdem die Sappeure des Leutnants Mlaker das Werk Casa Ratti erstürmt hatten.

An den der Einnahme der Punta Corbin vorausgegangenen Tagen hatten

Teile der Thronfolgergruppe

einen äußerst schweren Kampf um den Monte Cimone zu führen. Als sie sich dem Berge näherten, erhielten sie von der Punta Corbin heftiges Flankenfeuer. Doch die erprobten k. u. k. Truppen ließen sich dadurch in ihrem Vordringen nicht aufhalten; sie warfen sich auf den in den Waldungen eingenisteten Gegner, trieben ihn Stück um Stück zurück und nach sieben-

RBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Nr.: TAG:

ſtündigem Angriff war der Comone in ihrem Beſitz und Arſiero lag zu ihren Füßen.

Alle dieſe großen Fortſchritte, zu denen ſich auch die Überwindung des Col Santo-Plateaus bis an den Paſubio und das Vordringen im Brandtal bis über Chieſa geſellen, wurden — das muß immer wieder betont werden — unter verhältnismäßig ſehr geringen Verluſten erkämpft. Das iſt einmal auf die ausgezeichnete Artillerievorbereitung, dann aber auch auf den Umſtand zurückzuführen, daß die Offenſive ſich nicht in ſtets verluſtreich verlaufende Einzeloperationen ſpaltete, ſondern die ganze Front in einem machtvollen Stoß losging.

Eugen Leunhoff.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

ORATNA, Emil

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 163 TAG: 14.6.1916, 2. Bogen

Küstenschutz in der Nordadria.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Vom Kriegspressequartier genehmigt.

Handelshafen, im Mai.

Ein flüchtiger Blick auf die Gestaltung des Adriatischen Meeres zeigt, daß die in österreichischem Besitz befindliche Ostküste geographisch durch reiche Gliederung begünstigt ist und eine stattliche Anzahl vortrefflicher Häfen besitzt. Nur der österreichischen Küste sind schützende Inseln, und dies in fast geschlossener Kette von der Nordwestspitze Istriens bis Cattaro, vorgelagert, die sie gegen italienische Flottenunternehmungen und Landungsversuche unnahbar macht. Italienische Traumnarren versprachen sich als Siegerpreis den Besitz der österreichischen Küste von Triest bis Zara, ohne zu bedenken, daß ein solcher Küstenstreifen in italienischem Besitz gegen den Druck des slawischen Hinterlandes nicht auf die Dauer zu behaupten wäre. Mäßigere Zukunftsträumer wollen sich mit Valona begnügen, um mit der Straße von Otranto die Adria leicht für Österreich-Ungarn zu sperren und sie zu einem italienischen Binnensee abzuschließen, Triest, Fiume und Cattaro, Österreich, Ungarn und den Nordwestbalkan zu Gunsten von Brindisi und Genua bluten zu lassen.

Niemals haben die italienischen Pläne in der Adria geringere Aussichten gehabt, als heute, da ein volles Jahr vergangen ist, seit der Herzog von Avarna dem Grafen Berchtold die Kriegserklärung Italiens überbrachte. Und es soll hervorgehoben werden, daß in diesem Jahr trotz aller Herausforderungen noch nicht die kleinste italienische Flotte es gewagt hat, sich in der Nordadria zu zeigen, trotzdem Italien allein gegen die österreichisch-ungarische Flotte an Schiffen und Geschützen stärker, überdies aber von englischen und französischen Seestreitkräften unterstützt worden ist.

In der ersten Woche des italienischen Krieges waren die Lagunen von Grado, die Niederungen der Isonzomündungen bis zum Rande des Plateaus von Doberdo von den schwachen Beobachtungstruppen der Verteidigung freiwillig geräumt worden und seit einem Jahre bildet der Schützengraben zwischen Monfalcone und Duino unverändert den linken Eckpfeiler der Isonzofront, die Anlehnung ans Meer.

Hier, wo die Isonzofront ins Meer mündet, beginnt der Schutz der österreichisch-ungarischen Küste, in den sich Heer und Flotte teilen. Die Hauptaufgabe fällt den Kriegsfahrzeugen der Flotte zu, und täglich sind Tausende Augenpaare auf Wasserflugzeugen, auf Wachtschiffen schneller Torpedoflottillen, im Türmchen der Unterseeboote und auf den mehrfach die viele hundert Kilometer gestreckte Küste säumenden Ausguckposten feindwärts gerichtet, jede Bewegung über, auf und unter Wasser so scharf beobachtend, wie am ersten Kriegstage. Tausende Kilometer Telephondraht, Licht- und Flaggensignale, drahtlose Stationen zu Wasser und zu Lande, umspinnen Meer und Küste mit nimmermüder Wachsamkeit und verbinden Auslugor und Admiral.

Im Arbeitsraum der Admiralskajüte eines Linienschiffes, des Flottenflaggschiffes, hält Großadmiral Anton Haus mit seinem Stabe treue Wache.

*

Knapp an der Landungsstelle des Handelshafens steht inmitten schattiger alter Bäume ein geräumiges Gartenhaus, dessen Fenster im Erdgeschoß vergittert sind. Vor dem Eingang hält ein Matrose mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett Wache, junge Matrosen mit runden bebänderten Mützen, in blauer Gewandung mit blaßblauem Kragen und in dessen Ecken aufgenähten Zelluloidsternen stehen bei ihren Fahrrädern, um Meldungen fortzubringen. Hier arbeitet das Kommando eines großen Küstenabschnittes, ein Admiral im Range eines Generalmajors mit seinem aus See- und Landoffizieren bestehenden Stabe, dem sämtliche Seestreitkräfte und Küstenverteidigungstruppen des Abschnittes unmittelbar unterstellt sind. Alle Beobachtungsposten sind in zahlreiche Unterabschnitte vereinigt, die mit dem Kommando in steter Verbindung sind, denn bei verhältnismäßig geringen Entfernungen über See sind oft Minuten kostbar. Trotzdem ein Jahr ohne nennenswertes Ereignis verfloß, sind alle Verteidigungs- und Schutzanlagen ständig empfangsbereit, und die Spannkraft zu erhalten ist täglich von neuem die Sorge der Offiziere und Kommanden.

*

In eine große Marinekaserne mündet das Telephonnetz eines Unterabschnittes der Küstenverteidigung, in schmalen Kasernzimmern sitzen der Kommandant, ein höherer Marineoffizier, sein Adjutant, ein Fregattenleutnant und ein Rechnungsführer an Schreibtischen, jüngere Marineoffiziere vervollkommnen sich im Hofe unter Anleitung eines Artilleristen in der Reitkunst und es gibt regelrechten Kasernbetrieb der Flottenmannschaft zu Lande. Nach dem Ausspurren, dem Wecken, gibt es schwarzen Kaffee und die übliche Morgenbeschäftigung, Putzen; vormittags militärische Übungen, um elf Uhr mittags Suppe, Fleisch und Gemüse, nach der Nachmittagsbeschäftigung wieder Kaffee und dazu Marmelade oder für zwei Mann eine Büchse Sardinen. Die Stuben sind sauber wie auf einem Vergnügungsschiff, geschlafen wird aber nicht auf Feldbetten, sondern in Hängematten, die in Eisenhaken an der Decke eingehängt werden. Die Einjährig-Freiwilligen bewohnen gemeinsam eine Stube, ebenso die Unteroffiziere. Die Köche sind faul, wie in allen Kasernen, die Kasernwache aber am langweiligsten, weil man zusehen muß, wie die Kameraden die sommerzeithellen Abendstunden des Wonnemonats nützen gehen.

1.

Im Bootshaus der Kaserne liegen breite, überschwere Ruderboote in selten gestörter Ruhe, indessen motorgetriebene Depeschenboote und Wachtschiffe das Hafenwasser stürmisch zerteilen. Vor der Einfahrt kreuzen andere Motorboote, ein fremdes verhülltes Etwas am Bug, wie eine Vogelscheuche, das ein Maschinengewehr zur Fliegerabwehr sein könnte. Singend ziehen aluminiumweiß gedeckte Motore, abgetakelte Fischerbarken, die in Kanonenboote verwandelt sind, andere Barken sind durch drei Holzpfosten und eiserne Krahnketten in Minenleger verwandelt, die von Dampfbooten ins Schlepptau genommen, Minen legen oder fischen können. Die größeren Kriegsfahrzeuge und die geheimnisvollen Unterseeboote sind so an der Küste verteilt, daß sie vom Handelshafen aus nicht beobachtet werden können, die vielfache Gliederung der Wasserkante begünstigt die Dezentralisation der Seestreitkräfte, so daß ihre Ausspähung unmöglich ist, auch wenn unsichtiges Wetter es feindlichen flachgehenden Kleinschiffen erlauben würde, quer über Minenfelder zu rekognoszieren. Die vorgelagerten Inseln, Inselchen und Felsriffe, hier Scoglien genannt, verbergen alle Bewegungen der Verteidiger und verschleiern die Ausfallspforten der schwächeren aber aktionsfreudigeren Flotte dem Feinde.

*

Auf einer flach vorspringenden Landzunge sind in Sand und herbeigeschafften Felsbrocken Schützengräben und Geschützstellungen eingebaut, von Stacheldraht ringsum umgeben. Die neuesten Schnellfeuergeschütze, deren Konstruktion erst einige Monate alt ist, und mächtige Scheinwerfer sind die Hauptwaffen gegen feindliche Flieger, Unterseeboote und Kanonenboote, und hier hat es schon kleine Plänkeleien gegeben. Die Kanoniere sind österreichische Landwehr, die Gewehre bedienen Matrosen, Österreicher und Ungarn. Hinter Stacheldraht, Sand und Steinen lebt man in einem unterirdischen Fort, der Fregattenleutnant ist der Kommandant, der Artilleriefähnrich sein Adjutant. Jedes eigene Flugzeug und jedes eigene Fahrzeug, das die Bucht verläßt, wird beobachtet und bei der Heimkehr gezählt, jeder verdächtigen Erscheinung auf der Meeresoberfläche eine Aufmerksamkeit gewidmet, als wäre jedes im Wasser schwarz gewordene Holzstück das Periskop eines feindlichen Sottomarini.

Es gab bisher keine Gelegenheit, nennenswerte Unternehmungen abzuweisen, aber das Fernbleiben eines noch dazu überlegenen Feindes ist vielleicht der größte Erfolg einer zielgerechten Küstenverteidigung.

Emil Oplatka.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 184 TAG: 5.7.1916, 1f.

Fürst Bülow über den Dreibund.

Fürst Bernhard von Bülow, der Altreichskanzler, hat unter dem Titel „Deutsche Politik" im Verlag von Reimar Hobbing soeben ein Werk erscheinen lassen, das die politische Entwicklung Deutschlands unter Kaiser Wilhelm II. behandelt. Bei den engen Beziehungen des Fürsten zu Italien und bei der führenden Stellung, die Bülow als Leiter der deutschen Politik einnahm, wird es besonders interessieren, was er über die Stellung Italiens im verflossenen Dreibund sagt. Mit Genehmigung des Verlages geben wir die folgenden Ausführungen Bülows wieder. D. Red.

Italien hatte auch Interessen, die außerhalb des Rahmens des Dreibundes lagen. Wir selbst hatten selbständige Interessen jenseits der Dreibundpolitik, sie fehlten auch Österreich nicht. Das hat Fürst Bismarck bisweilen mit Schärfe betont. Der Dreibund würde nicht so lange Dauer gewonnen haben, wenn er eine absolute Bindung der verbündeten Mächte in allen ihren Unternehmungen, auf allen ihren politischen Wegen verlangt hätte. Cum grano salis konnte eine Tatsache des innerpolitischen, unseres nationalen staatlichen Lebens, vergleichsweise zur Charakterisierung des Dreibundes herangezogen werden. Wie dem Deutschen Reich gerade dadurch eine Gewähr der Dauer gegeben ist, daß seine Verfassung bei aller Bindung in den großen nationalpolitischen Aufgaben den Einzelstaaten ihre Selbständigkeit in der eigentümlichen Erfüllung ihrer engeren Aufgaben läßt, so band nach der häufig und nachdrücklich betonten Ansicht seines Begründers der Dreibund die drei großen Mächte Mitteleuropas in den großen kontinentalpolitischen Zwecken, auf die der Bund begründet wurde, ließ ihnen aber Freiheit in der Verfolgung ihrer besonderen nationalen Interessen. Italien, Österreich und Deutschland ruhen mit den Wurzeln ihres Lebens in der europäischen Politik, und ihre Wurzeln waren vielfältig und fest ineinander verschlungen. Das Geäst der Bäume aber sollte sich frei nach den verschiedenen Seiten ausbreiten können. Der Dreibundvertrag sollte nicht die Heckenschere sein, die das freie Wachstum ohne zwingenden Grund hinderte. So hat der Dreibund ein Menschenalter hindurch gelebt und hat mehr noch als im Interesse der Zentralmächte im Interesse Italiens gewirkt. Auf den Dreibundvertrag gestützt, der ihm in Europa den Rücken deckte, konnte Italien den kolonialpolitischen Weg beschreiten und für die Bestätigung der errungenen Erfolge auf die Unterstützung seiner Verbündeten rechnen.

Es hat seit der Begründung des Dreibundes immer Politiker gegeben, die der Zugehörigkeit Italiens zum Dreibunde einen rechten Wert nicht zusprechen wollten. Solche Bedenken gründeten sich auf den Zweifel daran, ob Italien in der Lage und willens sein würde, in allen vorkommenden Verwickelungen der internationalen Politik mit Österreich und uns Hand in Hand zu gehen. Auch wenn diese Zweifel begründet waren, wurde damit gegen den Wert der Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund noch nichts alles bewiesen. Auch wenn Italien nicht in allen Situationen bis zu den letzten Konsequenzen mit uns und Österreich und wir und Österreich nicht in allen Verwicklungen des weltpolitischen Getriebes mit Italien gehen konnten, so wurde doch jede der drei Mächte durch den Bestand des Bündnisses lange verhindert, dem Gegner der anderen zur Seite zu treten. Das hatte Fürst Bismarck im Auge, wenn er einmal äußerte, es genüge ihm, daß ein italienischer Korporal mit der italienischen Fahne und einem Trommler neben sich die Front gegen Westen, d. h. gegen Frankreich und nicht gegen Osten, d. h. gegen Österreich, nehme. Alles Weitere mußte davon abhängen, wie eine eventuelle Konfliktsfrage in Europa gestellt wurde. Der letzte und volle Wert eines Bündnisses kann nur im Ernstfall erprobt werden. Soweit politische Voraussicht reicht, läßt sich sagen, daß die Schwenkung Italiens vom Dreibund zu unseren Gegnern, die im Widerspruch mit den Traditionen und dem Geiste vieler seiner besten Männer von Cavour bis Crispi erfolgte und auch vom realpolitischen Standpunkt nicht zu rechtfertigen ist, sich als ein Fehler erweisen wird. Ich will die Frage unerörtert lassen, ob und auf welche Weise es beim Beginn des Krieges möglich gewesen wäre, den Abfall Italiens vom Dreibund zu verhindern. Den Bruch zwischen Italien und Österreich zu vermeiden, hätte vor allem im italienischen Interesse gelegen. Wird Italien bei seinen neuen Verbündeten und mit ihnen das gewinnen, was es bei den alten aufgab? Die wichtigsten Interessen, die Italien hat, seine Mittelmeerinteressen, sind seit jeher von England mit kühler Gleichgültigkeit, von Frankreich mit traditioneller Scheelsucht, von Rußland, das nach den Dardanellen strebt, wie im Hinblick auf die serbischen Ansprüche an der Ostküste des Adriatischen Meeres mit kaum verhüllter Abneigung behandelt worden. Wird sich das jetzt ändern? Hätte Italien nicht besser getan, einem Kriege fernzubleiben, der ihm Hekatomben von Menschenleben und Milliarden an Geld gekostet hat, ohne ihm bisher auch nur einen Teil dessen einzubringen, was es auf gütlichem Wege von Österreich erreichen konnte? Wir mußten wünschen, daß Österreich die immerhin nennenswerte Militärmacht, die es jetzt gegen Italien aufbietet, an der russischen Front hätte verwenden können. Italien hat Österreich erst den Krieg erklärt, als die seit Monaten währende Karpathenschlacht mit dem deutsch-österreichischen Durchbruch am Dunajec gegen Rußland entschieden war und damit die militärische Situation der Zentralmächte sich zu unseren Gunsten geklärt hatte. . . .

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Müller, M.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: TAG: 23.7.1916

In Hochsommertagen am Doberdo.

An der Isonzofront, im Juli.

Mit freundlichen Wünschen verabschiedet uns der Korpskommandant Erzherzog Josef in seinem Hauptquartier vor unserem Marsch nach Doberdo. „Sie werden viel sehen und viel erzählen können, Glück auf den Weg!"

Die Stellungen bei San Martino, um die nun seit vierzehn Monaten blutig gekämpft wird, sind unser Ziel. Nicht weit ist der Weg, kaum zwei Stunden tüchtigen Marsches. Aber vom wolkenlosen Himmel brennt die Sonne in grausamer Glut auf die staubige, schattenlose Straße. Bäume und Sträucher an beiden Seiten, traurige Erzeugnisse eines kargen Wachstums auf dem wasserlosen Karstboden, sind mit einer dicken Schicht weißlich gelben Staubes bedeckt. Nur in den Gebirgen Albaniens und in den unfruchtbaren Steppen Thraziens sah ich noch eine Landschaft von gleicher tödlicher Trostlosigkeit. Überall wuchern die Steine aus der dünnen ausgedörrten Humusschichte hervor und kleine und große fast kreisrunde Löcher, Dolinen genannt, öffnen sich, erst in allernächster Nähe sichtbar, im Boden. Diese Dolinen spielen, wie wir noch sehen werden, in diesem Krieg die allerwichtigste Rolle. Sie werden den Kämpfern zur zweiten Heimat, zum Hort der Sicherheit, und in ihrem kühlen Grunde ruhen auch unsere Toten.

Bald verlassen wir die Straße und steigen auf verborgenen Wegen durch den niedrigen Busch in das Vallonetal hinab. Der Geschützdonner, der bisher gedämpft klang, wird stärker. Die bisher von Fuhrwerken aller Art belebte Straße wird leer, auf weite Strecken hin wird kein einziges menschliches Wesen sichtbar. Aber dort unweit eines zerschossenen Hauses erblickt man ein kleines Maisfeld in voller Blüte. Soldaten haben es in einer Ruhestellung bebaut. Andere Soldaten werden es wahrscheinlich einmal ernten. An zerschossenen Ortschaften kommen wir vorüber, wo alles menschliche Leben erloschen scheint. Nur eine Katze spinnt da und dort auf den Resten eines Hausdaches behaglich in der Sonne. Diese Tiere haben den zerstörten Wohnstätten die Treue bewahrt, und wenn einmal nach dem Kriege die Bewohner der Vallonedörfer zurückkehren, werden sie nichts wiederfinden, als die nackten, nur zu oft zerstörten Mauern ihres alten Heimes und ihre Katze.

Immer häufiger werden jetzt die typischen Geräusche der Kampffront. Das dumpfe Heulen der schweren Granaten, die über das Tal hinweg nach dem Monte San Michele und von dort herüber sausen, der schwirrende Laut größerer Geschoßstücke, der Peitschenknall der an harten Stein anfliegenden Gewehrgeschosse und die dumpferen und helleren Detonationen der größeren und kleineren Kaliber, die in diesem Raum in Tätigkeit sind. Je näher man der Front kommt, desto häufiger werden auch die sichtbaren Zeichen, daß wir uns mitten im „bestrichenen Raum" befinden. Auf Schritt und Tritt die Eisenteile geborstener Granaten oder Stücke von Fliegerbomben und die in der Sonne blitzenden länglichen Stahlmantelgeschosse der italienischen Infanterie. Bald tauchen auch die Steinmauern auf, die auf den Verbindungswegen die der Front sich Nahenden vor der Sicht des Feindes und vor dem Infanteriefeuer schützen sollen. Schon hier muß jedermann auffallen, was für eine Arbeit neben der Kämpftätigkeit von den Soldaten hier geleistet wurde. Millionen von Steinen mußten für diese viele Kilometer langen Wälle zusammengetragen und aufeinander geschichtet, Tausende von Minen mußten gesprengt werden, um den Weg in den Felsboden tiefer zu legen und dem ewig wachen Auge des Feindes zu entziehen. Der Meißel und der Spaten haben in diesem Kriege fast mehr leisten müssen, als Geschütz und Gewehr. Je weiter man kommt, desto häufiger ertönt auch der eigenartige kurze und dumpfe Knall der Steinsprengung. In tausend Windungen, Ecken und labyrinthischen Schlingen ziehen sich diese Annäherungswege zur vordersten Linie. Manchmal werden bedeutende Umwege gemacht, jede kleinste Hebung oder Senkung des Bodens ausgenützt, nur um es dem Feinde unmöglich zu machen, etwas von dem, was hinter diesen Mauern geschieht, zu sehen. Man hat, Gott sei Dank, in diesem Kriege gelernt, die größten Schwierigkeiten zu überwinden, wenn es gilt, das Leben auch der einzelnen Kämpfer nach Möglichkeit zu schonen. An Stellen, wo es nicht möglich ist, den spähenden Blicken der italienischen Artilleriebeobachter auf San Michele zu entgehen, muß man einzeln ein paar rasche Sprünge machen, bis man die Bodenwelle hinter sich hat, deren tiefe Lage durch keine noch so hohen Mauern ausgeglichen werden kann.

In dem Labyrinth dieser Steinmauern liegt jene Doline, die uns für diese Nacht beherbergen soll. Fast wären wir daran vorüber gegangen. So sehr ist die Erdgrube in dichtem Gebüsch und durch künstliche Anlagen verborgen. So folgen wir unserem Führer über etwa 20 Stufen einer Holztreppe in die Tiefe. Nach der afrikanischen Hitze, die auf dem zweistündigen Marsch auf unseren Rücken niederbrannte, ist es, als ob uns hier eine wohlige kühle Kellerluft umfinge. In dem runden Boden des Trichters haben gerade ein Tisch und ein paar Stühle Raum. Kräftige Hände strecken sich uns erfreut entgegen, der Hausherr dieser „Villa Erzherzog Josef", Reserveoberleutnant und Kommandant der Pionierkompanie des ungarischen Regiments, das diesen Abschnitt verteidigt, nötigt uns freundlich, vor allem auszuruhen. Das Wasser, das man uns reicht, würde der verwöhnte Städter wahrscheinlich nicht zum Munde führen, es würde ihm warm und schal schmecken. Tragtiere haben es in vielstündigem Marsche in kleinen Fäßchen hier herauf gebracht und Eis gibt es keines auf Doberdo. Aber durch unsere ausgetrocknete Kehle rinnt es wie ein himmlischer Trank. Jetzt erst wissen wir, was diese Wasserversorgung auf dem Doberdo bedeutet. Wasser heißt hier Leben, Gesundheit, Kraft und Sieg. Gar mancher der treuen Mulis, die da tagtäglich Wasser und Nahrung für die Kämpfer hinaufbringen und mancher ihrer Begleiter ist schon von einer tückischen Kugel auf dem Wege niedergestreckt worden. Niemals aber wurde das kostbare Gut von

den übrigen im Stiche gelassen, auch wenn sie die schwere Last in stundenlangem keuchenden Marsch auf dem Rücken schleppen mußten. Denn sie wußten, daß der Kamerad, der zwanzig Schritt vom Feinde steht, nicht hungern und dürsten darf. Es ist denn auch am Doberdo wegen der Nahrung und des Nachschubs nie die geringste Klage erhoben worden. Was von Menschen geleistet werden kann, das wird getan.

In dieser Doline hausen Offiziere und Mannschaften der Pionierkompagnie, die nicht gerade in der Gefechtsstellung sind. Natürlich nicht in dem kleinen wenige Quadratmeter messenden Trichterboden, sondern in den in den Fels gesprengten Unterständen, die zum Teil geradezu zu wohnlichen Zimmern für je vier Personen ausgestaltet worden sind. Hier wohnte vordem sogar der Brigadekommandeur, der sich auch in der Doline selbst einen historischen aber auch ästhetisch eigenartigen Schmuck anbringen ließ. In einem kapellenartig geformten roten Holzgerüst hängt die Glocke der von den Italienern zusammengeschossenen Kirche von S. Martino. Der poetisch veranlagte Oberst hat darunter folgende Distichen gesetzt:

Welsche Tücke schoß dich in San Martino vom Turme.
Schweigend warte nun hier. Kommt aber endlich der Tag
Der vergeltenden Tat, so schließe mit ehernem Munde
Unserem Jubel dich an; läute den Sieg uns dann ein.

14. Dezember 1915.

Neben dem Glockengerüst liegt der Eingang in unser Zimmer. Drei Betten, ein Tisch und ein paar Stühle stehen darin. Wände und Decke sind mit einem Ölstoff verkleidet, der Bretterboden ist rein gefegt, wie nur in irgend einer guten Stube eines ordentlichen Bürgerhauses. Fenster gibt es natürlich keine, aber eine strahlende elektrische Lampe spendet taghelles Licht. Zwei Schritte weiter ist ein eigener Raum für den Telephonunteroffizier in den Felsen gesprengt, dann noch ein ganzes Labyrinth von Räumen für die Offiziere und die Mannschaften. Über dieser ganzen Höhenwohnung ruht ein durchaus bombensicherer Felsblock von vielen Metern Dicke.

Wenn es zu dunkeln beginnt, wird der Feind erfahrungsgemäß nervös. Ein ziemlich wildes Geschieße beginnt. Lebhaftes Gewehrfeuer setzt ein, Handgranaten und Wurfminen werden auf unsere Gräben herübergeschleudert. Nur selten antworten unsere Posten. Auch die italienische Artillerie macht sich bemerkbar, so daß sich das ganze manchmal des Nachts zu einem wahren Höllenkonzert steigert. Wir sitzen um den runden Tisch und verzehren ein uns mit einem Tragtier von der Division herübergeschicktes einfaches Abendbrot: Käse, Salami und Butterbrot. Sogar ein paar Flaschen Bier gibts, die wir mit unseren Wirten teilen. Manches wird gesprochen von Krieg und Frieden, von der Heimat und den Menschen, die zu Hause geblieben sind. Kein Kraftmeiertum gibt es hier, weggeweht ist alle Phrase und alle Pose, hier hat der ewige Gleichmacher Tod die Menschen wahr und einfach gemacht. Und auch stark und ruhig. Gewiß stärkt sich in tausendfacher Gefahr auch tausendfach der Wille zum Leben, aber auch die Kraft zum Widerstand bis ans Ende.

Immer wilder wird die Schießerei der Italiener. Zahllos sind die Geschosse, die über unseren Köpfen hinwegsurren, aber inmitten dieser kraftvollen und ruhigen Menschen schwindet einem jedes Bewußtsein der Gefahr.

„Na, was ist denn?" — sagt plötzlich unser Oberleutnant, der eben lachenden Gesichtes von einer gelungenen Minensprengung erzählt hatte. Es surrt etwas heftig durch die Luft und schlägt polternd an ein Brett der Höhlenverkleidung. Ein Soldat ist auch schon aufgesprungen und bringt das Sprengstück einer italienischen Granate, das sich hieher verirrt hat.

„Es ist ein Einundzwanziger" — sagt der Oberleutnant, „wollen Sie es vielleicht als Andenken an unsere Sommerfrische behalten?"

Das Ding wiegt ziemlich schwer und ist noch ganz heiß. Es hätte Jeden von uns leicht ins Jenseits befördern können. Ich werde es jedenfalls behalten und mich immer, wenn ich es in die Hand nehme, an die Menschen von Doberdo erinnern und an das dunkelblaue kreisrunde Stück Himmel und seine schimmernden Sterne, die in unverrückbarer Ruhe über diesem Erdloch standen, das ihnen Haus und Heimat geworden ist.

M. Müller.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

TAGESPOST (Graz) (Mittagblatt)

Nr.: 210 TAG: 31. 7. 1916, 1

Bei der Armee nächst Brody.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Vom Kriegspressequartier genehmigt.

Armeequartier, 23. Juli.

Der Eroberer von Lemberg, Generaloberst Böhm-Ermolli, erlaubte mir, jene Truppen seiner österreichisch-ungarischen Armee zu besuchen, welche im Raume Brody-Tarnopol östlich Lembergs alle russischen Angriffe abwehren. Der Generalstabschef der Zweiten Armee, Generalmajor Dr. Bardolff, schildert uns die starke Befestigung der seit acht Monaten besetzten Stellung der Armee. Schwere, mit großen Kräften angesetzte Angriffe erfolgten gegen den südlichen Abschnitt der an den Nordflügel Böhm-Ermollis in Wolhynien anschließenden österreichisch-ungarischen Armee, wie auch mit besonderer Heftigkeit gegen den Nordteil der aus deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen bestehenden Armee Bothmer im Raume Cebrow—Worobijowka. Der Nordflügel der Armee in Wolhynien mußte im Einklang mit den Veränderungen weiter nördlich zurückgebogen werden. Es kommt jetzt darauf an, nicht den Kopf hängen zu lassen, in den äußersten Anstrengungen nicht nachzulassen und die eine oder andere rechts oder links etwa noch kommende Reduktion des Besitzstandes mit der Geste des Zielbewußten zu ertragen.

Für Lemberg besteht derzeit keine Gefahr. Es ist ungemein bedauerlich, wenn das Vertrauen in die militärischen Dispositionen so gering sein kann, daß es genügt, daß irgendein Gerücht eher Glauben findet. Es ist dies um so bedauerlicher, als man wissen muß, daß diese Armee auf dem Standpunkte steht, daß die ohnedies in diesem Kriege so beklagenswerte Bevölkerung in Galizien auf keinen Fall im Unklaren gelassen oder von den Ereignissen überrascht werden darf. Wir stecken den Kopf nicht in den Sand, denn jeder muß in die Lage kommen, rechtzeitig seine Vorbereitungen zu treffen. Heute ist es in Lemberg nicht notwendig. Wenn es zu der Notwendigkeit käme, die Bevölkerung von Lemberg zu entfernen, werden wir es offen und rechtzeitig erklären, wie in Brody, wo alles glatt ging. Niemand hat das Recht, das Armeekommando zu verdächtigen, daß es die Bevölkerung im Stiche lassen werde. Wenn es notwendig wird, wird es zeitgerecht gesagt werden. Lieber 14 Tage zu früh als 24 Stunden zu spät.

Beim Stab der Armee Böhm-Ermolli.

Sonntag... Die vom Kommando des Kriegspressequartiers zur Armee Böhm-Ermolli entsandten Berichterstatter hatten die Auszeichnung, durch den Armeegeneralstabschef Generalmajor Dr. Bardolff dem Führer der ruhmreichen Zentrumsarmee, Generaloberſten von Böhm-Ermolli, vorgestellt zu werden. Exzellenz Böhm-Ermolli gestattete bereitwilligst, daß uns von kompetentester Seite seines Stabes ein Überblick über die Geschehnisse an der Armeefront seit Beginn der großen russischen Offensive gegeben werde. Ich lasse diese Darstellung, deren Grundton überzeugungsvolle Zuversicht in den Enderfolg unserer Sache bildet, folgen:

Die Lage im Zentrum vor der Offensive: Seit die Armee Böhm-Ermolli ihre Dauerstellungen bezogen hatte, wurde viel Sorgfalt auf die Ausgestaltung von Front und Operationsgebiet verwendet, davon haben sich zahlreiche Besucher, darunter nicht wenige Fachleute, überzeugt. Auch der Feind mußte bei Versuchen, sich unseren Befestigungen zu nähern, blutige Erfahrungen am eigenen Leibe machen.

Richtlinien der Offensive: Als die Zeit für die große russische Offensive gekommen war, zeigte es sich, daß beim Feinde tatsächlich der Entschluß feststand, die Hauptstöße gegen die Flügel im Norden und Süden zu führen unter Vermeidung eines scharfen Angriffes auf das Zentrum. Dieser Grundgedanke der russischen Heeresleitung, die starke Ostfront in Galizien gewissermaßen rechts und links ausgreifend herauszuheben, ist im Großen wie im Kleinen festzustellen.

Durchführung der Offensive: Sieht man bei der Beurteilung der Ereignisse im Zentrum von den Verhältnissen an den äußersten Flügeln ab, ist erkenntlich, daß die Russen in gleicher Weise den Nordflügel der Armee Bothmer (im Raume Worobjowka—

Cebrow), wie die links von uns anschließenden Teile der Armee Puhallo scharf anzufassen versuchten. Diese Versuche wurden bei dem Nordflügel der Armee Bothmer in ganz hervorragender Weise abgewiesen. Dort standen die Versuche der Russen im Zusammenhang mit dem Einbruche im Raume von Luck. Dort nämlich trachtet der Feind, den anfänglich errungenen Erfolg auszunützen, die beiderseits des Einbruchsraumes verbliebenen vorspringenden Bogenstücke der Front zurückzudrücken und so die Lücke weiter aufzureißen.

Ereignisse an der Zentrumsfront: Auch die Front der Armee Böhm-Ermolli wurde im Laufe der russischen Offensive örtlich wiederholt kräftigst angegriffen; unser Heeresbericht konnte des öfteren vermelden, wie es dabei den Russen erging. Eine der schönsten Taten bleibt die Abwehr von fünf einander folgenden Angriffen starker Kräfte durch eine Kompanie des ungarischen Infanterieregiments Nr. 44, ohne daß dieser kleinen Abteilung Verstärkung zugeführt worden wäre. Infolge der Veränderungen in Mittel- und Süd-Wolhynien war die Zentrumsarmee wohl gezwungen, ihren Nordflügel zurückzubiegen; dabei brachten es die Verhältnisse mit sich, daß die Armee Böhm-Ermolli sowohl bei den Kämpfen des Nordflügels der Armee Bothmer, wie bei den Kämpfen am eigenen Nordflügel mit beträchtlichen Kräften unterstützend mitzuwirken hatte.

Emil Oplatka.

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

TAGESPOST (Graz) (Mittagblatt)

Nr.: 210 TAG: 31.7.1916,2

Die Verbreitung der Schlacht bei Brody.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Vom Kriegspressequartier genehmigt am 30. Juli, eingelangt am 30. Juli 12 Uhr nachts.

Brody, 25. Juli.

Unweit Brody arbeitet in einem geräumigen Herrenhaus der Stab eines k. u. k. Korps, dessen Truppen beiderseits der Bahn und Straße Radziwillow—Brody in schwerem Kampfe stehen. Über die Kämpfe des am Nordflügel der Armee Böhm-Ermolli stehenden Korps seit Beginn der russischen Offensive erfahre ich folgendes:

Der Rückzug an die Grenze.

Unsere winterliche Dauerstellung an der Ikwa war imstande, jeden russischen Frontalangriff abzuweisen. Lange hatten wir uns auf eine russische Offensive vorbereitet und umso größer war unsere Enttäuschung, als der Angriff gegen uns ausblieb und wir dennoch infolge der Ereignisse bei Luck die Stellungen an der Ikwa räumen mußten. Dies geschah mit dem Gros beinahe ohne Schuß. Nur in einem Abschnitte kam es zu ernsteren Kämpfen, als die gegenüberstehenden russischen Elitedivisionen erkannt hatten, daß wir räumten. So wurde das im Heeresbericht genannte Infanterie-Regiment Nr. 67 in dreitägigen Kämpfen hart angegriffen. Die Zurücknahme des Korps erfolgte befehlsgemäß am 16. Juni. Die 67er schlugen sich vortrefflich und hielten den Raum von Rostocki—Lopuszno, bis das Gros in seinen neuen Stellungen angelangt war, was in derselben Nacht geschah. Vom Kirchturm von Poczajew beobachteten wir, daß während des auf die Stellungen der 67er gerichteten russischen Trommelfeuers die Infanteriebeobachter aus ihren Deckungen vorliefen, um den Zeitpunkt des feindlichen Infanteriesturmes den in bombensicheren Unterständen harrenden Kompagnien rechtzeitig melden zu können. Wer jemals im Trommelfeuer lag, kann ermessen, welche seelische Kraft notwendig ist, im dichten Regen heißer Eisensplitter dem wahrscheinlichen Tode entgegenzurennen. Das brave Regiment blieb Herr der Lage.

Der erste Stoß gegen Brody.

Erst am dritten Tage näherte sich die russische Infanterie und versuchte zunächst, entlang der Bahn und Straße Radziwillow—Brody vorzustoßen. Wieder war es die in diesen Kämpfen zweimal im Heeresberichte gelobte erste Landsturmbrigade, die die starken russischen Angriffe abgewiesen hat. Eines dieser Landsturmregimenter ergänzt sich aus Czernowitz und Ostgalizien. Als der Durchbruch bei Radziwillow nicht gelang, versuchte es der russische Armeeführer General Sacharow weiter südlich.

Der Tag von Buczyna.

Bei Niemirowka, südöstlich Radziwillow, war der Übergang über den Siestratynfluß gelungen und die Russen gruben sich auf den Höhen nördlich der Grenze ein. Dann begann der russische Hauptangriff gegen unsere nahe der Grenze von ungarischen Regimentern verteidigte Hauptstellung. Nach starker Artillerievorbereitung, die am 23. Juni im Abschnitt von Buczyna zum Trommelfeuer anschwoll, setzten 24 Stunden lang die heftigsten russischen Angriffe ein, an deren vollständiger Zurückweisung die Verteidigungsbatterien ganz hervorragenden Anteil haben. Auch die technischen Truppen, die in drei Kampfnächten trotz aller Gefahren im Vorfelde in der Nähe des Feindes in mühsamer Arbeit Minen gelegt und der Infanterie geholfen haben, die Hindernisse zu verstärken und zu befestigen, haben sich in den glänzenden Gefechten bei Radziwillow und Buczyna ausgezeichnet. Seit diesen beiden Mißerfolgen haben sich uns gegenüber zwei russische Divisionen eingegraben und fast täglich fanden im Vorfelde nachts die hartnäckigsten Kämpfe statt. Nördlich der Ikwa hatten wir bei Spaki, nordöstlich Podkamien, einen vorgeschobenen Posten mit einem Infanteriezug besetzt, etwa 50 Mann. In mehreren Nächten versuchte eine russische Kompagnie nach der anderen den Posten, der das von den Russen besetzte Tal einsah, auszuheben. Als der Gegner immer stärkere Kräfte einsetzte, um den vorgeschobenen Posten in die Hände zu bekommen, verstärkten wir gleichfalls die Besatzung allmählich bis auf eine Kompanie, der es gelang, in den folgenden Nächten wiederholte Angriffe mehrerer russischer Kompanien abzuschlagen, wobei die benachbarten vorgeschobenen Feldwachen gut mitgearbeitet haben. In den wenigen, seither im stetigen Regenwetter verflossenen Tagen und Nächten sind unsere feldmäßig befestigten Stellungen so erstaunlich rasch ausgebaut worden, daß unsere harten Regimenter imstande sein werden, auch den stärksten russischen Angriffen die Stirne zu bieten,

1.

solange es nur menschenmöglich ist. Was vorbereitet werden konnte, ist geschehen. **Emil Oplatka.**

ARBEITERKAMMER FÜR WIEN
DOKUMENTATION

Oplatka, Emil

TAGESPOST (Graz) (Mittagblatt)

Nr.: 210 TAG: 31.7.1916, 2

Die Verbreitung der Schlacht bei Brody.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Vom Kriegspressequartier genehmigt am 30. Juli, eingelangt am 30. Juli 12 Uhr nachts.

Brody, 25. Juli.

Unweit Brody arbeitet in einem geräumigen Herrenhaus der Stab eines k. u. k. Korps, dessen Truppen beiderseits der Bahn und Straße Radziwillow—Brody in schwerem Kampfe stehen. Über die Kämpfe des am Nordflügel der Armee Böhm-Ermolli stehenden Korps seit Beginn der russischen Offensive erfahre ich folgendes:

Der Rückzug an die Grenze.

Unsere winterliche Dauerstellung an der Ikwa war imstande, jeden russischen Frontalangriff abzuweisen. Lange hatten wir uns auf eine russische Offensive vorbereitet und umso größer war unsere Enttäuschung, als der Angriff gegen uns ausblieb und wir dennoch infolge der Ereignisse bei Luck die Stellungen an der Ikwa räumen mußten. Dies geschah mit dem Gros beinahe ohne Schuß. Nur in einem Abschnitte kam es zu ernsteren Kämpfen, als die gegenüberstehenden russischen Elitedivisionen erkannt hatten, daß wir räumten. So wurde das im Heeresbericht genannte Infanterie-Regiment Nr. 67 in dreitägigen Kämpfen hart angegriffen. Die Zurücknahme des Korps erfolgte befehlsgemäß am 16. Juni. Die 67er schlugen sich vortrefflich und hielten den Raum von Rostocki—Lopuszno, bis das Gros in seinen neuen Stellungen angelangt war, was in derselben Nacht geschah. Vom Kirchturm von Poczajew beobachteten wir, daß während des auf die Stellungen der 67er gerichteten russischen Trommelfeuers die Infanteriebeobachter aus ihren Deckungen vorliefen, um den Zeitpunkt des feindlichen Infanteriesturmes den in bombensicheren Unterständen harrenden Kompagnien rechtzeitig melden zu können. Wer jemals im Trommelfeuer lag, kann ermessen, welche seelische Kraft notwendig ist, im dichten Regen heißer Eisensplitter dem wahrscheinlichen Tode entgegenzurennen. Das brave Regiment blieb Herr der Lage.

Der erste Stoß gegen Brody.

Erst am dritten Tage näherte sich die russische Infanterie und versuchte zunächst, entlang der Bahn und Straße Radziwillow—Brody vorzustoßen. Wieder war es die in diesen Kämpfen zweimal im Heeresberichte gelobte erste Landsturmbrigade, die die starken russischen Angriffe abgewiesen hat. Eines dieser Landsturmregimenter ergänzt sich aus Czernowitz und Ostgalizien. Als der Durchbruch bei Radziwillow nicht gelang, versuchte es der russische Armeeführer General Sacharow weiter südlich.

Der Tag von Buczyna.

Bei Niemirowka, südöstlich Radziwillow, war der Übergang über den Siestrathnfluß gelungen und die Russen gruben sich auf den Höhen nördlich der Grenze ein. Dann begann der russische Hauptangriff gegen unsere nahe der Grenze von ungarischen Regimentern verteidigte Hauptstellung. Nach starker Artillerievorbereitung, die am 23. Juni im Abschnitt von Buczyna zum Trommelfeuer anschwoll, setzten 24 Stunden lang die heftigsten russischen Angriffe ein, an deren vollständiger Zurückweisung die Verteidigungsbatterien ganz hervorragenden Anteil haben. Auch die technischen Truppen, die in drei Kampfnächten trotz aller Gefahren im Vorfelde in der Nähe des Feindes in mühsamer Arbeit Minen gelegt und der Infanterie geholfen haben, die Hindernisse zu verstärken und zu befestigen, haben sich in den glänzenden Gefechten bei Radziwillow und Buczyna ausgezeichnet. Seit diesen beiden Mißerfolgen haben sich uns gegenüber zwei russische Divisionen eingegraben und fast täglich fanden im Vorfelde nachts die hartnäckigsten Kämpfe statt. Nördlich der Ikwa hatten wir bei Spaki, nordöstlich Podkamien, einen vorgeschobenen Posten mit einem Infanteriezug besetzt, etwa 50 Mann. In mehreren Nächten versuchte eine russische Kompagnie nach der anderen den Posten, der das von den Russen besetzte Tal einsah, auszuheben. Als der Gegner immer stärkere Kräfte einsetzte, um den vorgeschobenen Posten in die Hände zu bekommen, verstärkten wir gleichfalls die Besatzung allmählich bis auf eine Kompanie, der es gelang, in den folgenden Nächten wiederholte Angriffe mehrerer russischer Kompanien abzuschlagen, wobei die benachbarten vorgeschobenen Feldwachen gut mitgearbeitet haben. In den wenigen, seither im stetigen Regenwetter verflossenen Tagen und Nächten sind unsere feldmäßig befestigten Stellungen so erstaunlich rasch ausgebaut worden, daß unsere harten Regimenter imstande sein werden, auch den stärksten russischen Angriffen die Stirne zu bieten, solange es nur menschenmöglich ist. Was vorbereitet werden konnte, ist geschehen.

Emil Oplatka.